



Dietmar Peschel

Hartman: Ouwe! Arme Heinriche

Nachgedacht am Übersetzen, geübt an Heinrichen

Dietmar Peschel

Hartman: Ouwe! Arme Heinriche

Nachgedacht am Übersetzen, geübt an Heinrichen

Erlangen
FAU University Press
2016

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Die Rechte an allen Inhalten liegen bei ihren jeweiligen Autoren.
Sie sind nutzbar unter der Creative Commons Lizenz BY-NC-ND.

Umschlagfoto: Dietmar Peschel

Verlag :

FAU University Press, Universitätsstraße 4, 91054 Erlangen

eISBN: 978-3-96147-006-8

Inhaltsverzeichnis

Vorwörter:

Der Autor lebt. Aber nicht ohne Leser, oder: Der untote Autor und sein Leser, oder: Autor tot – Text am Leben, oder: Aufklärung (2015/16)	5
--	---

Wolfram von Eschenbach, <i>zwivel</i> und <i>witze, sele</i> und <i>tiuvel</i> . Und Heinrich Frauenlob: <i>Ein ander wejß</i> (2016)	16
--	----

Warum mehrere Handschriften mehrere Übersetzungen vertragen (2016)	30
--	----

Übersetzungen:

Hartman von Ouwe, Der Arme Heinrich (nach Hs. A) (1997/2013)	34
---	----

Hartman von Ouwe, Der Arme Heinrich (nach Hs. Ba) (2015)	74
---	----

Abkürzungen	113
-----------------------	-----

Der Autor lebt. Aber nicht ohne Leser

oder:

Der untote Autor und sein Leser

oder:

Autor tot – Text am Leben

oder:

Aufklärung

(2015/16)

Ein paar fragende Einfälle mit Anregungen, um sie zu beantworten.¹

Die Überschriften könnten auch enthalten: Synchronie – Diachronie, oder: Editor – Rezipient, oder: Schöpfer – Sünder, oder: Ich-weiß-nicht-was aus diesem Topf. Beim Formulieren der ersten drei Überschriften habe ich gelernt, daß ich mich nicht entscheiden kann. Und auch gar nicht muß. Immerhin zeigen sie, daß es nicht leicht ist, Leser und Autor auf eine Reihe zu kriegen. Überhaupt ist zu fragen, ob sie auf eine Reihe gehören oder gehören müßten. Es ist zu überlegen, ob zum Beispiel ein Bäcker und ein Brotkäufer auf eine Reihe gehören. Man könnte schließlich mit dem Brot auch werfen, wie auch mit sonstigen genitalen und analen Gebackenheiten. Wie mit den Äpfeln und Eiern und Käsen und Champignons in der Schlacht der angeblich verkehrten Welt von Torelore in der Chantefable von Aucassin et Nicolette aus dem Ende des zwölften oder Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.² Bei der letzten Überschrift habe ich gemerkt, daß ich angelangt bin, wo ich mit Bewußtsein gar nicht hinwollte.

Der Tod Gottes, wie ihn nachdenkende Menschen in permanenter Aufklärung erreicht haben, gehört zum Tod des Autors. Wie der Tod des Autors zum unerreichbaren Text. Unerreichbar bleiben wohl alle drei, Gott wie Autor wie Text, nicht leiderleider, sondern prinzipiell. „Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet! Wie trösten wir uns, die Mörder aller Mörder?“ So läßt Friedrich Nietzsche einen tollen Menschen und Gottsucher mit Laterne schreien.³ Die übliche Anekdote zu Diogenes von Sinope läßt den Philosophen mit der Laterne einen Menschen suchen. Auf Englisch „an honest man“.⁴ Tot ist Gott in einer metaphorischen Rede als vermeintliche lebendige

¹ Zuerst vorgetragen und diskutiert im Oberseminar am 20. Januar 2016.

² Vgl. Aucassin et Nicolette. Chantefable du XIII^e siècle, éditée par MARIO ROQUES, deuxième édition, nouveau tirage revu et complété, Paris (Librairie Honoré Champion) 1982, Kapitel XXX, Zeile 17f., S. 31, und morceau XXXI, Zeile 5ff., S. 31f.

³ FRIEDRICH NIETZSCHE, Werke II (Morgenröte, Die fröhliche Wissenschaft, Also sprach Zarathustra), herausgegeben von KARL SCHLECHTA, Frankfurt/M / Berlin / Wien (Ullstein) 1976, hier: Die fröhliche Wissenschaft, drittes Buch, Nr. 125, S. 126f. [im Herbst 1886].

⁴ Zu Diogenes von Sinope sieh Wikipedia (deutsch). Vgl. auch Wikipedia unter Diogenes of Sinope (englisch). Vgl. dort Anmerkung 21: “Modern sources often say that Diogenes was looking

wirkende Wirklichkeit. Als bis heute verehrtes Produkt von lebenden Gläubigen ist er natürlich quicklebendig. So wie, als sein wesenhaftes Gegenstück, der Teufel. Und sei es auch nur in uns selbstverständlichen Redensarten.

Für den nach dem Schöpfergott etablierten Autor als Erfinder, als Macher, als Erschaffer, als Schöpfer, als Künstler, als Handwerker gilt ähnlich, daß er von sich sagen könnte, er habe dieses oder jenes vorgehabt oder geplant oder hergestellt. Selbstverständlich kann er das auch phantasieren und freilich kann er lügen – er braucht Leute, die seine Selbstbezeichnung, sein Werk akzeptieren und bestätigen. Die Probleme von Behauptung und Akzeptanz kennt jeder Archäologe, jeder Geschichtswissenschaftler. Wenn eine Vorschrift nur lange genug besteht und lange genug nicht überprüft worden ist, hat sie ihre unbezweifelte Gültigkeit, bis jemand kommt und sie widerlegt.⁵ Die Zahl der in Christenland lebenden Menschen wird gering sein, die nicht akzeptieren, wenn nicht gar weiterverbreiten, daß die sprechende Schlange im Paradies aus der hebräischen Bibel, Genesis 3, 1–5, der Teufel sei.⁶ Unter einem darwinistischen Aspekt sind Gott und alle Religionen mindest als Nebenprodukte in einem konkurrenten Überlebenskampf selektiv für die Einzelnen oder für Gruppen vonnöten oder vonnöten gewesen.⁷ Ich gehöre mit allen ähnlich denkenden Menschen zu einem evolutionären Fehlversuch und einer aussterbenden Spezies oder zu einer nächsten Stufe der Selektion. Als Optimist ziehe ich den letzten Gedanken, den von einer Abschaffung des religiösen Nebenprodukts, vor.

Gott ist allgnädig, aber der Teufel wird niemals begnadigt; so widersprüchlich redet Thomas von Aquin. Den Teufel abschaffen⁸ heißt auch: Gott abschaffen. Das ist die Leistung der Aufklärung. Und Gott abschaffen heißt, den Autor sterben lassen. Und Zweifeln heißt, bedenken, ob er zu Recht für tot erklärt wurde.⁹ Der Leser liest bei einem

for an "honest man", but in ancient sources he is simply looking for a 'human' (*anthrôpos*). The unreasoning behavior of the people around him means that they do not qualify as human."

⁵ Vgl. MANFRED DWORSCHAK, Das eingebildete Leben, DER SPIEGEL 1/2016, S. 14–21 (Hefttitel: Das trügerische Gedächtnis. Psychologie: Warum unser Gehirn Erinnerungen fälscht).

⁶ Vgl. KURT FLASCH, Der Teufel und seine Engel. Die neue Biographie, München (C.H.Beck) 2015, besonders Kapitel II, S. 42ff. Vgl. den für heilig gehaltenen lateinischen Text der BIBLIA SACRA. Iuxta Vulgatam Versionem, I Genesis – Psalmi, Stuttgart (Deutsche Bibelgesellschaft) 31985 [1969]. Vgl. auch Die fünf Bücher der Weisung, verdeutscht von MARTIN BUBER gemeinsam mit FRANZ ROSENZWEIG, Heidelberg (Lambert Schneider) 1987. Und vgl. Elaine Pagels, Adam, Eva und die Schlange. Die Theologie der Sünde, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) 1991 [Adam, Eve and the Serpent, New York (Random House) 1988].

⁷ Vgl. RICHARD DAWKINS, Der Gotteswahn, Berlin (Ullstein) 2007, hier: Kapitel 5, Die Wurzeln der Religion, S. 225ff. [*The God Delusion*, 2006].

⁸ Vgl. Flasch (sich Anmerkung 6), XX. Teufels Tod, S. 380ff.

⁹ Vgl. Flasch (sich Anmerkung 6), X. Alternative?, S. 207ff.

Autor etwas, was der gar nicht wußte oder gar schreiben wollte. Überich, Schule, Ausbildung – Autoren schreiben nicht nur mit Bewußtsein. Der Autor hat ein ungewußtes Unbewußtes.¹⁰ Der Leser hat auch ein ungewußtes Unbewußtes. Ich selber bin ein Beispiel für ein Lebewesen in seinem Umfeld: Auch den hier zitierten Biologen, Genetiker und Religionskritiker Richard Dawkins habe ich als Autor erst kennengelernt, nachdem dieser Vortrag so gut wie fertig war (bis er vorgetragen wird, ist es aber meine Gewohnheit, ihn zu befeilen).

Muß man zum Verstehen wirklich nach Begriffen scheiden, oder ist das eine (Denk)Mode? Mephistos Bonmot im Gespräch mit dem jungen Jurastudenten ist zutiefst ironisch: „Denn eben wo Begriffe fehlen, / Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.“¹¹ So tröstet Mephistopheles den Schüler, der traurig bemerkt, daß er keinen einzigen Begriff zur Verfügung hat. Und meine eigene Version, nur scheinbar eine Umkehrung [D.p. 2011], die ich in meiner Küche an die Wand gepekt habe: „Wo Wörter fehlen, stellt alsbald / der richtige Begriff sich ein“ ist nicht weniger ironisch gemeint; gegen eine bestimmte Sorte von germanistischen sekundärliterarischen Texten. Auf den mir nicht bewußten Zusammenhang mit Goethes ‚Faust‘ machte mich, ich weiß es noch genau, im Jahr 2012 Stephan Jolie am Dubliner Flughafen vor dem Rückflug vom XL. Internationalen Mediävistischen Colloquium auf Inishboffin aufmerksam. So ist das mit der ungewußten Tradition.

Was ist der Unterschied zwischen Verstehen und Wahrnehmen? Oder besser: Wahrnehmen und Verstehen, wobei ein Verstehen unmittelbar aus dem Wahrnehmen folgt, und auf das Wahrnehmen. Rezeptionssteuerung durch Kontiguität ist nicht typisch mittelalterlich, sondern Denken geht überhaupt so. Ein guter Teil der Germanistik besteht hauptsächlich darin zu denken, daß und wie Denken anders geht als man denkt. Was weder unrechtmäßig ist noch unproduktiv sein muß. Vielmehr ist es im genauen Sinn aufklärerisch zu nennen.

Könnte es sein, daß angeblich lückenhaft-kontingentes Erzählen mit einer andern Erfassung von Welt überhaupt zu tun hat. Könnte es sein, daß wir heutzutage die

¹⁰ „Die Tatsache, dass etwas schwarz auf weiß geschrieben steht, überzeugt vor allem Menschen, die an kritische Fragen nicht gewöhnt sind: ‚Von wem und wann wurde es geschrieben?‘ ‚Woher wußten sie, was sie schreiben sollten?‘ ‚Haben sie zu ihrer Zeit wirklich das gemeint, was wir in unserer Zeit herauslesen?‘ ‚Waren sie unparteiische Beobachter, oder hatten sie bestimmte Ziele, die ihre Schriften beeinflussten?‘ Vgl. Dawkins, S. 130 (sich Anmerkung 6). Eines meiner „freschen“ Gedichte (*Klimakterischer Kreislauf*, von 2003, 2015 erstmals öffentlich vorgelesen) hat eine sehr belesene Freundin an „JJs Nuvoletta“ erinnert; von mir beabsichtigt war das nicht. Vgl. JAMES JOYCE, *Finnegans Wake*, London / Boston (Faber Paperbacks) 31975 [London (Faber and Faber) 1939]. Wie man auf Gläubige, Andersgläubige, nicht abweisend reagiert, sieh bei: RUDOLF AUGSTEIN, *Jesus Menschensohn*, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt Taschenbuch Verlag) 1974.

¹¹ Goethes Werke, Auswahl, 5. Band, ed. KARL GOEDECKE, Stuttgart (Cotta) 1867, Faust. 1. Theil, S. 74.

Welt prinzipiell nach einem Ursache-Wirkung-Verhältnis sehen, das nicht immer so geherrscht hat? Das heißt, unser Erzählen geht nach dem selben Muster wie die Interpretation von Fakten als genauer Zusammenhang. Was nicht immer und nicht in jeder Kultur so sein muß. Sehen Sie sich die Geschichte von Wissenschaften mit ihren Setzungen an, sehen Sie sich die später erst wahrgenommenen Lücken an, die zur Geschichts- und Geschichtenbildung in neuerer Zeit benutzt werden. Hierher gehören das Akzeptieren von Zufällen wie auch ihre Elimination. Ich zitiere Harald Haferland: „Ein besonderer, nicht-intendierter Effekt archaischen Erzählens besteht deshalb darin, dass Dinge so zustande kommen und zusammenpassen, wie es eigentlich nur in einer höchst unwirklichen Wirklichkeit geschehen könnte, die von der Alltagswirklichkeit weitab liegt.“¹² Hier sehen Sie, wie die Wörter ‚Wirklichkeit‘ und ‚unwirklich‘ gesetzt werden. Heißt das, wir sollen beim Erzählen ein kulturell-evolutionäres Fortschreiten zu einer Vollkommenheit annehmen, hinter das es kein Zurück mehr gäbe? Gibt’s die Wirklichkeit wirklich? Oder nur die Erkenntnis der heute gültigen vorläufigen Wirklichkeit? Vielleicht etwas polemisch formuliert Hans Blumenberg: Es ist „auch Wissenschaft in jeder ihrer Phasen nur der letzte Stand ihrer Fehlaussagen.“¹³ Ganz abgesehen davon, daß es möglich ist, daß mutative Veränderungen nur deshalb erhalten bleiben, weil zufällig nichts dafür spricht, daß sie gegenüber einem anderen, selektiv vorteilhafteren Mutanten wieder verschwinden müßten.

Denken wir nach über die Mehrdeutigkeiten, die Verschwommenheiten, das Nebeneinander, das Unentscheidbare;¹⁴ die theologische, teleologische Lust zur Eindeutigkeit. Denken wir nach über unsere Sucht nach wissenschaftlicher Eindeutigkeit des Mehrdeutigen. Daß wir Unentscheidbarkeiten nicht aushalten, daß wir auf Klarheiten im Sinne von Reinheiten aus sind, nenne ich das letztlich Theologische, die Gottsuche in unserem Denken und Handeln. Bloß weil wir das noch nicht los sind, heißt das nicht, daß es quasinatürlich unabänderlich ist. Ein schönes Beispiel ist die Reihe der vier Elemente (Feuer, Wasser, Luft, Erde) im Abendland – gegen die fünf Elemente (Holz, Wasser, Feuer, Metall, Erde), die man in China und sonst in Asien annimmt. Auch im Abendland denken wir zuweilen noch ein fünftes Sein, die Quintessenz, ja diese sogar als Metapher für das Allerwichtigste in einem Denkkzusammenhang (zuweilen den Äther in der Kosmologie wie im Mittelalter, zuweilen den regenfeuchten Schlamm aus den Resten

¹² HARALD HAFERLAND, ‚Motivation von hinten‘. Durchschaubarkeit des Erzählens und Finalität in der Geschichte des Erzählens, in: DIEGESIS. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung 3 (2014), S. 66-95, hier S. 73.

¹³ Zur Formulierung einer unsinnlichen Wirklichkeit bei Johannes Eriugena vgl. Flasch (sich Anmerkung 6), Gegen fromme Materialisten, S. 218ff. HANS BLUMENBERG, Die Macht der Wahrheit (undatiertes Typoskript), in: H.B. Rigorismus der Wahrheit. „Moses der Ägypter“ und weitere Texte zu Freud und Arendt, herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort von AHLRICH MEYER, Berlin (Suhrkamp) 2015, S. 91.

¹⁴ WILLIAM EMPSON, Seven Types of Ambiguity, New York (New Directions) 1966 [1930].

des von Titanen gebratenen und gefressenen unehelichen Jupitersohns Zagreus und den von Jupiter mit einem Blitz in Staub verwandelten Titanen wie in der Antike). Ein unschönes Beispiel ist, wie die Internetgemeinde PETA für die Freiheit von nicht-menschlichen Tieren kämpft und dabei den letzten Zirkusschimpansen unterbuttert, indem sie ihn zwingen will, sich darüber zu freuen, daß er für den kleineren Rest seines Lebens mit nackten Artgenossen in angeblicher Freiheit verbringen muß, ignorierend, daß er solche Artgenossen in seinem Leben nie kennengelernt hat, daß er ein Lebewesen ist wie der Redner in Kafkas Bericht für eine Akademie¹⁵. Es geht mir nicht um Zweifel an der Berechtigung des PETA-Kampfs, es geht mir um das Denken der Ausnahme und die Konsequenzen für unser Handeln. Das scheint, zugegeben, so schwierig, daß darüber ein Gericht entscheiden muß.¹⁶ Wie ist das mit dem sonderbaren Widerspruch von einem unsäglichen PEGIDA-Auftritt des höchst erfolgreichen und jetzt höchst verfehmten Autors Akif Pirinçci¹⁷, dessen lesenswerten Zweitling *Felidae* ich aus dem Nachlaß einer ganz unverdächtigen Kollegin habe, damals ihr brieflich empfohlen von mir ganz unverdächtigen Freunden und Kollegen¹⁸. Oder ist das gar kein Widerspruch, sondern eine konsequente Entwicklung? Oder überhaupt ein Bündel von Mißverständnissen? Und von wem?

„Der Text ist ein Gewebe von Zitaten aus unzähligen Stätten der Kultur.“¹⁹ Schreibt Roland Barthes 1968. Claude Lévi-Strauss schreibt 1955 in seinem Aufsatz über *Die Struktur der Mythen* gegen die vereinheitlichende Unmehrdeutigkeit: „Da ein Mythos aus der Gesamtheit seiner Varianten besteht, muß die Strukturanalyse sie alle mit dem gleichen Ernst betrachten.“²⁰ Wie das in einem Nachschlagewerk aussehen kann, ist in den beiden Bänden von Karl Kerényi über die Götter- und Menschheitsgeschichten und die Heroen der Griechen zu sehen.²¹

¹⁵ FRANZ KAFKA, Ein Bericht für eine Akademie, in: F.K., Sämtliche Erzählungen, herausgegeben von PAUL RAABE, Frankfurt/M / Hamburg (Fischer Bücherei) 1970, S. 147–155.

¹⁶ Vgl. „Wir sind doch seine Familie“, in: DER SPIEGEL, Nr. 48, 19.11.2015, S. 64–66.

¹⁷ Vgl. „Der Aussätzige“, in: DER SPIEGEL, Nr. 46, 7.11.2015, S. 40–43.

¹⁸ AKIF PIRINÇCI, *Felidae*, München (Goldmann) ¹⁴1990.

¹⁹ ROLAND BARTHES, Der Tod des Autors, in: Texte zur Theorie der Autorschaft, herausgegeben und kommentiert von FOTIS JANNIDIS, GERHARD LAUER, MATIAS MARTINEZ und SIMONE WINKO, Stuttgart (Philipp Reclam jun.) 2000, S. 185–193, hier: S. 190 [*La mort de l'auteur* 1968, ins Deutsche übersetzt von Matias Martinez].

²⁰ In: GÜNTHER SCHIWY: *Der französische Strukturalismus. Mode Methode Ideologie. Mit einem Textanhang*, Reinbek (rowohlts deutsche enzyklopädie) 1969, S. 134–143, deutsch, hier S. 142. [LÉVI-STRAUSS 1955 unter dem Titel „The Structural Study of Myth“ im *Journal of American Folklore*, dt. „Die Struktur der Mythen“ in: *Strukturelle Anthropologie I*, Suhrkamp 1967].

²¹ KARL KERÉNYI, Die Mythologie der Griechen, erster Band: Die Götter- und Menschheitsgeschichten, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) ³1964 [1951], und: Die Heroen der Griechen, Zürich (Rhein-Verlag) 1958.

Der Schriftsteller Eduardo Galeano, 1940 in Montevideo, Uruguay, geboren, heuer ebenda gestorben, schreibt in seinem lesenswerten Kalendarium zum 28. Oktober über das Zweifeln: „Heute wurde im Jahr 1769 Simón Rodríguez geboren. / Die Kirche taufte ihn als ‚ausgesetzten Säugling‘, niemandes Kind, doch war er der klügste Sohn des spanischen Amerika. / Zur Strafe für seine Klugheit nannte man ihn ‚Der Spinner‘. Er sagte, unsere Länder seien nicht frei, auch wenn sie Hymne und Fahne haben, weil die frei sind, die selbst erschaffen und nicht nur nachahmen, und die frei sind, die selbst denken und nicht nur gehorchen. Lehren, sagte ‚Der Spinner‘, ist zweifeln lehren.“²² Am Zweifel ist die Aufklärung zu erkennen. Zu der Behandlung des Zweifels von dem noch lange als unverrückbar zitierten Kirchenvater Augustinus (354–430) über die zweiflerischen Irritationen bei dem dominikanischen Theologen Thomas von Aquino (um 1225–1274) bis zum dominikanischen Hexenhammer [bei Heinrich Kramer (Institoris), 1430–1505, als Hauptverfasser²³] (ich füge noch hinzu: bis zu den grauenhaften religionsverteidigenden Briefen, die Richard Dawkins in Kapitel 1, Ein tief religiöser Ungläubiger, und in Kapitel 6, Die Wurzeln der Moral: Warum sind wir gut?, seines Buchs *Gotteswahn* für das 21. Jahrhundert zitiert²⁴), lesen wir als historische Rekonstruktion von Kurt Flasch: „Auffallend ist die Bemühung, alle Versuche einer natürlichen Erklärung der Magie kohärent zu widerlegen. Der alte Zweifel, ob nicht die Menschen sich selbst mit Teufelsgeschichten einen Schrecken einjagen [zum Beispiel, um damit objektivem Schrecken zu begegnen, D.p.], sollte ein für allemal widerlegt sein.“²⁵

Wie ist das mit dem Erlernen des historisch Fernen und Fremden in einer Übersetzung und der Irritation, daß etwas nicht mehr so geht wie vorzeiten? Wo ist die Grenze des meinem Publikum Zumutbaren? Neulich sind mir untergekommen: spanisch *andar de gorra* und *vivir de gorra* (das eine soll heißen ‚schmarotzen‘ und das zweite ‚auf Kosten anderer leben‘). *andar* heißt ‚gehen‘, *vivir* heißt ‚leben‘, die Präposition *de* muß man zu gebrauchen wissen, *gorra* ist die ‚Mütze‘; ist hier gemeint: ‚die Kopfbedeckung unterwürfig abnehmen‘ oder beim zweiten: ‚die Kopfbedeckung bettelnd halten‘? Ein Teilnehmer meines Seminars meldete sich zu Wolframs *Titurel* am Ende der ersten oder zweiten Sitzung: Darf ich etwas fragen? Wieviel Wissen von Außen muß man zum Verstehen in den Text tragen? Gute Frage. Gemeinplatzantwort: So wenig wie möglich, so viel wie nötig. An den Eingangsversen von Wolframs *Parzival*-Prolog ver-

²² EDUARDO GALEANO, *Kinder der Tage*, Wuppertal (Peter Hammer) 2012, zum 28. Oktober („Die Verrücktheiten von Simón“), S. 323. [Los hijos de los dias, Montevideo (Editorial Chanchito) 2012].

²³ Vgl. Flasch (siehe Anmerkung 6), S. 193. Vgl. die bei Flasch beschriebenen alternativen Denker und Autoren ab: XI. Ohne Teufel, ohne Engel, S. 225ff.

²⁴ Dawkins (siehe Anmerkung 7), S. 21ff. und S. 291ff.

²⁵ Flasch (siehe Anmerkung 6), S. 206.

stehe ich und will ich Ihnen mit meiner Übersetzung und anschließenden interpretierenden Nachskizzierung zeigen, wie Wolfram seinen Autor sagen läßt, daß er die Uneindeutigkeit handhaben will. Anfang des dreizehnten Jahrhunderts:

1	Ist zwivel herzen nachgebur daz muoz der sele werden sur gesmæhet unde gezieret ist swa sich parrieret	Hat Zweifel nah am Herzen gebaut, das muß der Seele sauer aufstoßen. Mit Schmach versehen und mit Zier, ist, wo sich als Flickenteppich zeigt
5	unverzaget mannes muot als agelstern varwe tuot der mac dennoch wesen geil wand an im sint beidiu teil des himels und der helle	des unverzagten Manns Gemüt, so, wie's der Elster Farbe tut. Der kann überdies noch fröhlich sein, denn an ihm haben beide teil: der Himmel und die Hölle.
10	der unstæte geselle hat die swarzen varwe gar und wirt ouch nach der vinsten var	Der unstete Geselle hat die schwarze Farbe ganz und gar und wird auch wie die Finsternis
	so habt sich an die blanken der mit stæten gedanken	gefärbt – entsprechend hält sich an die weiße der mit steten Gedanken.
15	Diz fliegende bispiel ist tumben liuten gar ze snell sine mugens niht erdenken wand ez kann vor in wenken	Dies fliegende Beispiel ist einfältigen Leuten gar zu schnell: sie können's nicht mitdenken, denn es weiß vor ihnen hin- und
	rehte alsam ein schellic hase	herzuwanken recht wie ein vom Lärm gescheuchter Hase.
20	zin anderhalb an dem glase gelichent und des blinden troum	Zinn, auf der andern Seite an dem Glase aufgebracht, wie auch des Blinden
	die gebent anlützes roum	Traum, – die geben des Antlitzes Rahmschicht wider.
	doch mac mit stæte niht gesin dirre trüebe lihte schin	Doch kann nicht auf Dauer bleiben dieser trüb-helle Widerschein:
25	er machet kurze fröude al war wer roufet mich da nie dehein har gewuohs innen an miner hant der hat vil nahe griffe erkant	er macht kurze Freude ganz wahr. Wer rauft mich da, wo nie ein Haar gesprießt – innen an meiner Hand? Der hat erkannt, wie man ganz nahe
	spriche ich gein den vorhten och	hinlangt! Sag ich zu solchen Beängstigungen „och!“,

30	daz glichet miner witze iedoch	so entspricht das doch meinem Witz und Verstand.
2	will ich triwe finden alda si kann verswinden als fiwer in den brunnen und daz tou an der sunnen	Will ich Vertrauen finden, da, wo es zu verschwinden weiß wie Feuer in den Brunnenquellen und der Tau an der Sonne?
5	noch erkante ich nie so wisen man der möhte gerne kunde han welher stiuere disiu mære gernt und waz si guoter lere wernt dar an si nimmer des verzagent	Bis jetzt habe ich nie einen noch so gebildeten Menschen kennengelernt, der nicht gerne die Information gehabt hätte, welche Steuerung diese Geschichten begehren und was sie an guter Lehre gewähren. Nun, sie werden nimmer an folgendem verzagen:
10	beide si vliehent unde jagent si entwichent unde kerent si lasternt und erent swer mit disen schanzen allen kan an dem hat witze wol getan ²⁶	sie werden beides, fliehen und jagen, sie entweichen und kehren um, sie lästern und verehren – wenn einer solchem Würfeln seine Chancen gibt und solche Schanzen überwindet, an dem haben Witz und Verstand wohlgetan.

²⁶ Ich übersetze nach WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Parzival*, Studienausgabe, 2. Auflage. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von KARL LACHMANN, Übersetzung von PETER KNECHT. Mit Einführungen zum Text der Lachmannschen Ausgabe und in Probleme der ‚Parzival‘-Interpretation von BERND SCHIROK, Berlin/New York (de Gruyter) 2003. Vgl. darin besonders: B. S., 1. Der Prolog, S. CIII–CX, und: 2. Die poetologischen Aspekte. Der Prolog und die anderen poetologischen Passagen, S. CXI–CXVIII. Verglichen habe ich (und dieser Edition den Vorrang gegeben): WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Parzival*. Auf der Grundlage der Handschrift D herausgegeben von JOACHIM BUMKE, Tübingen (Niemeyer) 2008 [= *Altdeutsche Textbibliothek* 119]; Circumflexe, Interpunktion und konjekturale Kursivierungen habe ich weggelassen, mir unproblematische Normalisierungen übernommen. Die handschriftliche Foliiierung steht in dieser Edition im Satzspiegel rechts außen; gemäß der Bleistiftpaginierung auf den Seiten der Hs. machen die vorgegebenen Seitenzahlen zur Auswahl einen Sprung von p. 206 nach p. 261 (vgl. die beispielhafte Seitenberechnung im nächsten Kapitel, Anmerkung 6, S. 17f.). In einer Neuausgabe der Sankt Galler Hs. wäre also besser die Seitenzählung des Digitalisats anzugeben, vielleicht Seitenzählung des Digitalisats plus Foliozählung der Hs.

Zum Vergleichen das Digitalisat der Handschrift D: <http://www.handschriftencensus.de/1211>.

Wenn es die Seele sauer macht, daß der Zweifel Nachbar des Herzens wird, dann vielleicht deshalb, weil sie ebenfalls nah am Herzen wohnt, wenn nicht im Herzen. Der seelische Erzählfaden wird nicht weiterverwendet. Er dient womöglich dazu, die Erzählung statt mit einem *prologus praeter* und *ante rem* mit dem *zwivel* einzuleiten. In einem subordinierten Satz. Der durch die Konsequenz, daß es der Seele sauer werden muß (!), seinerseits das als wahr behauptet, daß es Zweifel gibt und daß der nah am Herzen, also bei irgendeinem beliebigen Menschen, bauen kann. Worin die Sauerkeit der Seele, die meist als Bitternis übersetzt wird, besteht, wird nicht erzählt. Für mich entsteht ein Sinnzusammenhang der ersten beiden Verse, wenn ich mir mitgeteilt sehe, daß es der Seele immer sauer wird, wenn Zweifel in Herzensnähe kommt, so als stammten Seele und Zweifel aus verschiedenen Denktöpfen, wenn nicht Welten. *zwivel* (ohne Artikel) scheint verschiedene Formen haben zu können, während die Seele (mit bestimmtem Artikel) wohl nur eine Form hat.

Der dritte und noch weitere drei Verse scheinen sich auf *zwivel* im ersten Vers zu beziehen, das heißt, ich verstehe, daß die Wörter *gesmæhet* und *gezieret* die Zweiteiligkeit des Zweifels erklären und daß das Verb *ist* (hier im Hauptsatz) die Unbezweifelbarkeit der Aussage anbietet. *gesmæhet* und *gezieret* ist das Gemüt des (ohne Artikel gesetzten) unverzagten Mannes oder das unverzagte Gemüt des Mannes, vermutlich Rittermannes. Die verglichene Elster im sechsten Vers ist einfach zweifarbig, schwarz und weiß, sie trägt kein Zeichen von Widerspruch oder Gegensatz oder gar übertragen gut und böse, wie üblicherweise angesetzt wird, vermutlich weil die weitverbreitete und sich sehr vielfältig versorgende Elster im hohen Mittelalter auch als ‚Galgenvogel‘ und ‚Pechvogel‘, später auch als ‚Hexenvogel‘ geschmäht wird.²⁷ Die Unverzagtheit scheint mir das entscheidende Gemütsattribut zu sein, das heißt, eine Bereitschaft zum Risiko zu meinen, eine gewisse Unbekümmertheit darüber, ob eine Konsequenz *gesmæhet* oder *gezieret* ist. Die folgenden Verse sieben bis neun schließen sich sinnvoll an, wenn das *denoch* in Vers sieben nicht adversativ, sondern temporal oder additiv ist. Wer sich ins Risiko traut, hat fröhlich einen Anteil sowohl am Himmel wie an der Hölle. Das ist ein kühner Gedanke. Nicht die Existenz der Hölle wird bezweifelt, vielmehr hat jeder von uns Rittersleuten ein Stück Hölle an sich. Auf den einleitenden Teil und auf den ganzen Roman hin gesehen sind von Wolfram erzählte Figuren gemeint, wenn sie auch wie Beispiele aus Rhetorik und Theologie daherkommen.

In den Versen zehn bis vierzehn wird noch einmal Bezug auf den Zweifel von Vers eins genommen, indem gesagt wird, was im *zwivel* nicht gemeint ist, nämlich ein Nebeneinander von Unzusammengehörigem, Trennung und Gegensatz von Schwarz und Weiß. Nicht daß schwarz und weiß Gegensätze sind wie *stæte* und *unstæte* ist an ihnen bedeutsam, sondern daß sie beide zusammen die Färbung auf ein und demselben Vogel bilden. Wiederum kühn an diesem Gedanken ist, daß die erreichte reine Weiße nicht

²⁷ Vgl. unterm Stichwort Elster: WIKIPEDIA: (<https://de.wikipedia.org/wiki/Elster>).

das lohnende Ziel ist. Schon gar nicht wird darüber nachgedacht, ob die Weiße mit dem Paradies und die Schwärze mit der Spezialfinsternis der Hölle zu tun haben. Daß die eben erklärte Elster das fliegende Herbeigesprochene (*bispiel*) ist, scheint mir offensichtlich. Ich denke, ich hätte verstanden, was bisher gemeint ist – obwohl die Elster nicht erst heute als besonders kluges Tier gilt, dürfen wir uns dennoch wundern, daß Wolfram seine Einleitung um einen Allerweltsvogel Elster spinnt, nicht um ein pompöses Wappentier. Wappensteinern scheinen alle wegen Gleichklang mit dem Ortsnamen gesetzt und jüngeren Datums zu sein.

Üblicherweise wurschteln sich die Interpreten anders durch diesen Text, weil nicht sein kann, was nicht sein darf. Wodurch er ungeheuer kompliziert und schwer verstehbar wird, was man auch für wolframangemessen hält. Der landläufige Zweifel ist nichts Positives – daran hätte die dogmatische Theologie gern festgehalten. Ein Ritter ist in seinem unverzagten Mannesmut nicht schwarz und weiß, sondern tendenziell ganz weiß, risikobereit zwar, aber zum Himmel bestimmt. Wenn er schon Anteil am Schwarzen hat, freut er sich, daß er wenigstens auch am Himmel beteiligt ist. Das Adverb *dennoch* hat adversativ zu sein. Dabei könnte es auch adversativ zur herrschenden Schwarz-weiß-Malerei stehen. Im letzten Vers des hier zitierten Texts ist das Subjekt des Satzes *witze*, das ich auf neudeutsch mit ‚Witz und Verstand‘ übersetze, auf Lateinisch würde ich sagen, daß es *ratio* meint. Das Wort kommt vorher schon einmal vor als *witze* des Erzählers, der bloß *och* sagt, wenn ihn jemand aus dem Publikum am Handinneren rauft, wo zwar die Schreibfeder gehalten wird (die im Text nicht vorkommt), aber keine Haare zum Raufen sind (was im Text gesagt wird). *zwivel* und *witze* gehören zusammen, *zwivel* und *sele* nicht. Eingebettet in die Bilder vom gewitzten Erzählen ist die Unverzagtheit des Erzählers, der seine *mære* zugleich fliehen wie jagen, entweichen wie umkehren, lästern wie ehren läßt (2,9–12).

Das letzte Paar (*si lasternt und erent* 2, 12) läßt sich auch als kühner Gedanke im Umgang mit dem Numinosen lesen. Was sich durch den ganzen Roman, ja durch alles, was Wolfram erzählt, beobachten läßt. Überhaupt: Daß korrespondierende Wörter den Text verklammern, gilt nicht nur für hier (vgl. *stæte*, *witze*, *verzagt/unverzagt*, *tumbe liute/wiser man*) sondern für den ganzen *Parzival* (vgl. von hier aus noch: *stiure* und das Bild vom Würfeln). Der Scharfmacher Augustinus, der in seinem Nachleben möglicherweise schärfer gemacht wurde als er sein wollte, war einmal ein bedeutender Zweifler, so selbstverständlich, daß er nahe dran war zu formulieren: *dubito ergo sum*.²⁸

²⁸ *Quid si falleris? Si enim fallor, sum. Nam qui non est, utique nec falli potest; ac per hoc sum, si fallor. Quia ergo sum si fallor, quo modo esse me fallor, quando certum est me esse, si fallor? Quia igitur essem qui fallerer, etiamsi fallerer, procul dubio in eo, quod me novi esse, non fallor. Consequens est autem, ut etiam in eo, quod me novi nosse, non fallar. Sicut enim novi esse me, ita novi etiam hoc ipsum, nosse me.* [SANCTI AVRELI AVGVSTINI EPISCOPI DE CIVITATE DEI LIBRI

XXII; recognoverunt BERNARDVS DOMBART et ALFONSVS KALB, Vol. I, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1981, Liber XI, Caput 26, S. 498]. (Wie, wenn du dich täuschst? Wenn ich mich täusche, bin ich ja. Denn wer nicht ist, kann sich auch nicht täuschen; also bin ich, wenn ich mich täusche. Da ich demnach bin, wenn ich mich täusche, kann es keine Täuschung sein, daß ich bin; denn es steht fest, daß ich bin, wenn ich mich täusche. Da ich also, auch wenn ich mich täuschte, sein müßte, um mich täuschen zu können, täusche ich mich darin gewiß nicht, daß ich weiß: ich bin. Folglich täusche ich mich auch darin nicht, daß ich weiß: ich weiß es. Denn wie ich weiß, daß ich bin, so weiß ich auch um eben dies mein Wissen.) [Aurelius Augustinus, Vom Gottesstaat, Buch 11 bis 22, München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1978, übertragen von WILHELM THIMME, Elftes Buch, Kapitel 26, S. 43].

Wolfram von Eschenbach, zwivel und witze, sele und tiuvel.
Und Heinrich Frauenlob: Ein ander weiß¹
(2016)

Das Teufelsbuch des Mittelalterphilosophen Kurt Flasch², das ich im vorigen Jahr gelesen habe, hat mir zwei alte Gedanken klargemacht. Erstens: Die christlichen Dogmatiker, die scharf über Gottes Bestand und den Erhalt der Kirche geschrieben haben, haben auch scharf nachgedacht über den Zweifel an eben solcher Beständigkeit. Und zweitens, meinem Beruf näher und mir wichtiger: Die literarische Literatur, und nicht die in erster Linie theologisch-fantastische, enthält sehr viel früher, vielleicht Jahrhunderte, vielleicht aus der Dogmatik geborene Ansätze einer Aufklärung. Das ließ mir einfallen, daß Wolfram seinen *Parzival* im zweiten Wort des ersten Verses mit dem *zwivel* beginnt, daß er durch den ganzen Roman hindurch jede Menge christliche Staffage, die er bei Chrestien fand, entfernt, daß er seinem Helden Parzival keine rituelle christliche Taufe gönnt und daß die Vorstufen zur Taufe von Parzivals Bruder Feirefiz als Bedingung, die begehrte Gralsträgerin Repanse de Joie zu erhalten, ziemlich groteske Züge tragen. Und so kam ich auf die Idee, die Wörter *zwivel* und *tiuvel* (der Teufel spielt in dem Roman eine marginale Rolle), und dann auch die Wörter *witze* und *sele* in Wolframs Gesamtwerk genau anzuschauen. Mithilfe des von R-M. S. Heffner herausgegebenen Index zur Ausgabe von Karl Lachmann³, der auch für alle neueren Ausgaben und Handschriftendigitalisate brauchbar ist, habe ich mir sämtliche Stellen in einem mir nötigen Kontext übersetzt, das heißt, mit meinem neuhochdeutschen Kopf möglichst genau zu verstehen gesucht. Die Texte sind nach folgenden Editionen übersetzt: Bumke, Heinzle, Brackert/Fuchs-Jolie, allerdings immer mit einem Handschriftendigitalisat verglichen⁴,

¹ Vorgelesen und diskutiert beim XLIV. Internationalen Mediävistischen Colloquium in der Fondazione Passarelli in 84048 Castellabate (SA), Italien, am 16. September 2016.

² KURT FLASCH, *Der Teufel und seine Engel. Die neue Biographie*, München (C.H.Beck) 2015.

³ *Collected Indexes to the Works of WOLFRAM VON ESCHENBACH*, edited by R-M. S. Heffner, Madison (University of Wisconsin Press) 1961 (*Parzival*, compiled by ALFRED SENN and WINFRED LEHMANN; *Willehalm*, compiled by HERMANN WEIGAND and MARGARET BROECKHUUSEN; *Titurel*, compiled by R-M. S. HEFFNER; *Die Lieder*, compiled by R-M. S. HEFFNER). Vgl. *Mittelhochdeutsche Begriffsdatenbank im Internet* unter woerterbuchnetz.de (MHDBDB). Die BDB beruht freilich auf Editionen, nicht auf Handschriften – wie die deutschen mhd. Wörterbücher auch).

⁴ WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Parzival*. Auf der Grundlage der Handschrift D herausgegeben von JOACHIM BUMKE, Tübingen (Niemeyer) 2008 [= *Altdeutsche Textbibliothek* 119; vgl. Einleitung, S. XV: „Die Korrekturbedürftigkeit der Handschrift habe ich sehr zurückhaltend beurteilt und habe Änderungen nur an Stellen vorgenommen, an denen Fehler evident zu sein scheinen.“]; WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Willehalm*, nach der Handschrift 857 der Stiftsbibliothek St. Gallen, *mittelhochdeutscher Text, Übersetzung, Kommentar*, herausgegeben von JOACHIM HEINZLE (mit den Miniaturen aus der Wolfenbütteler Handschrift und einem Aufsatz von PETER

dem ich, außer bei mir erkennbaren Schreibfehlern, manchmal unter Verrenkungen meines Mittelhochdeutsch- und Neuhochdeutschverstehens, den Vorzug gegeben habe. Noch klarer als bisher ohnehin ist mir geworden, daß es unsinnig ist, eine automatische neuhochdeutsche übersetzerische Variante zuzulassen, statt genau zuzusehen, wie der Autor das selbe Wort in einen bestimmten Zusammenhang setzt und damit selber eine mögliche Bedeutungsvariation, oder vielleicht mit der Verwendung des selben Worts eine Änderung am Verständnis eben des Zusammenhangs nahelegt.⁵ Aufgefallen ist mir: Ich lese Wolfram, als hätte ich noch nie was von ihm gelesen – was für ein gräßliches Bedürfnis von ihm, christliches Konfirmandenwissen unters Publikum zu bringen. Einerseits. Und sich nicht zu scheuen vorzuführen, wie man darin steckenbleibt.

Der Teufel in Kurt Flaschs Biographie mündet in Goethes *Faust*, in der witzig-listig-klug-sympathischen Figur Mephistopheles. Zweifel und Teufel fand Flasch einmal gar im Endreim und einmal im selben Vers; der Reim ist nur rein, „wenn man den Teufel frankfurterisch ausspricht“⁶ (und, sei hinzugefügt: die Wörter auch sonst etwas vernuschelt). Bei Wolfram kommen *zwivel* und *tiuvel* nie im selben Vers und nie in Reimposition vor. *zwivel* und *tiuvel* finden sich (flektierte Formen und Verb inklusive) im *Parzival* vierzehn- beziehungsweise sechsmal, im *Willehalm* neun- beziehungsweise (*tiuvel* nach *Tismas*, *v* als *f* verstanden) zweimal, im *Titirel* zweimal beziehungsweise gar nicht; in den Liedern kommt weder das Wort *zwivel* noch das Wort *tiuvel* vor. Der Teufel ist in Wolframs *Parzival*-Prolog nicht genannt (er kommt erst im 50. Dreißiger vor, wo Gahmuret von Vetter Kaylet als so was wie ein Teufelskerl erzählt wird). Ich lese im Prolog drei abstrakte Begriffe, mit denen gesagt wird, was man als Fähigkeiten eines mittelhochdeutschen *gemüete* bezeichnen könnte (ein Wort, das im *Parzival* zehnmal vorkommt, im *Willehalm* achtmal, im *Titirel* gar nicht, im Lied *Ursprinc bluomen* einmal), wir würden vielleicht „geistige Fähigkeiten“ dazu sagen, oder „seelische“ oder „psychische“⁷: *zwivel*, *sele* und *witze*. Außer *zwivel* und *tiuvel* kommen auch *sele* und *witze*

und DOROTHEA DIEMER), Frankfurt am Main (Deutscher Klassikerverlag) 1991; WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Titirel*, herausgegeben, übersetzt und mit einem Kommentar und Materialien versehen von HELMUT BRACKERT und STEPHAN FUCHS-JOLIE, Berlin/New York (Walter de Gruyter) 2002; WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Titirel*, herausgegeben, übersetzt und mit einem Stellenkommentar sowie einer Einführung versehen von HELMUT BRACKERT und STEPHAN FUCHS-JOLIE, Berlin/New York (Walter de Gruyter) 2003 [Studienausgabe]. Digitalisate im Internet unter „Handschriftencensus“ und: Münchner Wolfram-Handschrift (Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 19) mit der Parallelüberlieferung zum *Titirel*, Digitalfaksimile, *Parzival*-Projekt Bern (Verlag Müller + Schindler) 2008.

⁵ Vgl., wie UTA STÖRMER-CAYSA denkt: *Gewissen und Buch. Über den Weg eines Begriffes in die deutsche Literatur des Mittelalters*, Berlin New York (de Gruyter) 1998.

⁶ Vgl. Flasch (wie Anmerkung 2), S. 365.

⁷ Der Vergleich mit dem Digitalisat der Handschrift D ist ein bißchen tricky. In Bumkes Edition (siehe Anmerkung 4) wird rechts neben dem Text am entsprechenden Vers die Foliierung der Hs.

in den Liedern nicht vor. An den Verwendungszahlen sieht man Wolframs unterschiedliches Interesse an den jeweiligen Wörtern in den drei verschiedenen Erzählungen wie in seiner Lyrik.

Mit Selbstverständlichkeit kann man annehmen, daß des Autors Engagement bei der Seele und deren Heil liegen müsse, für die der Zweifel etwas Schädliches wäre. Wie aber wäre es, wenn ein Interesse des Autors beim Zweifel läge und der die Seele und ihr Heil nicht unaushaltbar tangierte? Was seit dem Heiligen Kirchenvater Augustinus nichts Unehrenhaftes ist und was, neben allen unehrenhaften Verbannungen von „Zweifel“ aus dem Dogma, in der Geschichte der christlichen Religion immer so war und auch so geblieben ist. Jedenfalls tut der Autor mit seinem Prolog kund, daß er die Geschichte zweifältig erzählen will, so wie die Elsternfarbe aus den zwei Elementen schwarz und weiß besteht. Unabhängig davon, daß Wolframs Schwärze (vergleiche sein Bild von Feirefiz als beschriebenem Pergament, 747,14–29⁸) nicht die selbe sein muß wie unsere Schwärze.

Als editorisch besonders interessant ist mir vom bevorstehenden Ende des Wolframschen *Parzival*-Romans eine Verszeile aufgefallen, als Einschub gleich am Anfang der Rede, die ein alter grauer Priester dem tauf- und heiratswilligen Bruder von Parzival, Feirefiz, hält:

angegeben (der *Parzival*-Beginn z. B. 1^{ra}); das Digitalisat aber zählt Seiten, wie sie auch mit Bleistift (?) links und rechts oben in der Hs. vermerkt sind, beginnend (also die Einbindung mitzählend) bei 5. Dummerweise gibt es zwischen den Seiten 206 und 261 (beide in der Hs. vorhanden) eine Zählücke (keine Textlücke). Umrechnungsbeispiel: fol. 101^{va} und 101^{vb} gleich Seite (page) 206 (206 – 4 = 202; 202 : 2 = 101; entsprechend finden sich auf Seite 205: fol. 101^{ra} und 101^{rb}). Ab Seite 261 sind nicht nur 4 abzuziehen, sondern zusätzlich 53 für die recto-Seiten und 54 für die verso-Seiten (261 – 53 – 4 = 204; 204 : 2 = 102 für die Seiten fol. 102^{ra} und 102^{rb}; Umrechnung von Bumke zur Hs.: 102^{va} und 102^{vb} mal 2 gleich 204 +4 +54 gleich 262 für die beiden verso-Spalten). Die Ergebnisse meines Suchens und Zählens nach Heffners Index sind: *zwivel* (Pz. 14 mal, *zwivalt* 1 mal, Wh. 9 mal, *zwivalde* und *zwivalt* je 1 mal, Tit. 2 mal), *witze* (Pz. 54 mal, *witzehaft* 1 mal, Wh. 4 mal, Tit. 0 mal), *sele* (Pz. 17 mal, Wh. 31 mal, Tit. 0 mal), *tiuvel* (Pz. 6 mal, Wh. 2 mal, Tit. 0 mal).

⁸ Do sprach der riche Feirefiz
 20 helt, durch diner zühte vliz
 sit du bruoder megest han
 so sage mir wie ist er getan
 tuo mir sin anlüzze erkant
 wie dir sin varwe si genant
 25 Do sprach Herzeloyden kint
 als ein geschriben permint
 swarz und blanc her und da
 sus nante mir in Eckuba
 Der heiden sprach der bin ich

Drauf sprach der reiche und mächtige Feirefiz:
 „Held, bei dem Fleiße deiner feinen Erziehung!
 Wo du einen Bruder haben willst,
 so sage mir, wie der geschaffen ist!
 Tu mir kund, wie sein Antlitz ist,
 was man dir als seine Hautfarbe genannt hat.“
 Drauf sprach der Herzeloyde Kind:
 „Wie ein beschriebnes Pergament,
 schwarz und blank, her und da,
 so hat ihn mir Eckuba benannt.“
 Der Heide sprach: „Der bin ich.“

Der sprach ir sult gelouben
iwerr sele den tiuvel rouben
an den hohsten got al eine
des drivalt ist gemeine
und al geliche gurbort
[Parzival, 817,11-15]

Der sprach: „Ihr sollt glauben
(eurer Seele den Teufel entreißen)
einzig an den höchsten Gott,
dessen Dreifalt eine gemeinsame ist
und ein allgleiches Tun hervorbringt.“⁹

Es geht mir um den eingeschobenen Vers (so etwas findet sich bei Wolfram oft): *iwerr sele den tiuvel rouben*, 817,12, der so schon seit Lachmann ediert wird (nach der Sankt Galler Handschrift, die für den *Parzival* mit der Sigle D benannt ist). Er steht auch so in der Ausgabe von Karl Bartsch (1871), in der Ausgabe von Ernst Martin (1920), als *iwer sele den tiuvel rouben* in der Ausgabe von Albert Leitzmann (1955), als *iuwer sele den tiuvel rouben* in der Ausgabe von Wolfgang Spiewok (1977), wie nach D in den Ausgaben von Eberhard Nellmann (1994) und Bernd Schirok (1998 und 2003). In der Edition von D durch Joachim Bumke findet sich eine feine Variante: das *iwerr* ist (wie häufig) verbessert zu *iwerre* (selbstverständlich mit Kursivierung des zugesetzten *e*). Der Akkusativ *den tiuvel* ist nach Lachmann stets erhalten, also niemals verbessert zu *Iwer sele dem tievel rovben* wie in G (Münchner Hs. Cgm 19, „Autorhandschrift“ des 13. Jahrhunderts).¹⁰ Entweder weil *rouben* mit Akkusativ die Bedeutung „jemanden (einer Sache) berauben“¹¹ haben kann, oder weil sprachgeschichtlich im Oberdeutschen die Unterscheidung zwischen *dem* und *den* ohnehin ungenau ist. Bumkes Ergänzung des *e* verstehe ich nicht, ich finde weder in seiner Einleitung noch in den Grammatiken eine Erklärung. Ein angehängtes *e* ist etwas anderes als ein eingefügtes *e*: Der Schreiber von D schreibt häufig *iwerr* oder *anderr* (was Lachmann in seiner Edition stehenläßt) oder läßt ein *e* zwischen zwei *s* aus. Da er auch immer wieder ein *e* zwischen *r* und *m* oder *r* und *n* einfügt¹², frage ich mich, ob zwischen die Doppelkonsonanz bei *iwerr* und *anderr* ein weggelassenes *e*

⁹ Das *ra*-Kürzel über *pc* in *spch* der Hs. (817,11) ist aufgelöst, das Kürzel über *vn* ist aufgelöst zu *und*, *u* und *v* sind wie üblich normalisiert, Längenzeichen sind nicht eingetragen, Reimpunkte (Vers-Endpunkte) sind nicht geschrieben. Neuhochdeutsche Interpunktion steht nur in der Übersetzung. Zu Vers 817, 15 vgl.: Wolfram von Eschenbach, *Parzival und Titurel*, herausgegeben und erklärt von ERNST MARTIN, zweiter Teil: Kommentar, Halle a. S. (Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses) 1903.

¹⁰ Florian Kragl vermutete nach dem Vortrag, es wäre denkbar, daß der G-Schreiber die im Neuhochdeutschen üblich gewordene Dativform gesetzt hat, weil ihm die vielleicht vorgefundene Akkusativform doppeldeutig vorkam. Vgl. das Beiheft von Michael Stolz (siehe vorher Anm. 4).

¹¹ Pz. 10,26–30, Digitalisat S. 7: Gahmurets Mutter über Gott beim Abschied von ihrem Sohn: *will er mich fürbaz rouben/ und ist doch ein rihtære/ so liuget mir daz mære/ als man von siner helfe saget/sit er an mir sus verzaget* („Will er mich weiter berauben? Und ist doch der Richter! So belügt mich der Bericht, den man von seiner Hilfe sagt, seit er mich so im Stich läßt!“).

¹² Alemannisch? Bei „Zoren = Zorn“ ist mir das bis heute geläufig.

zu denken ist, das auf eine frühe adjektivische Flexionserweiterung beim Possessivpronomen oder einem anderen Pronomen weist, ob Bumkes angehängtes *e* auch einen Alemannismus beim homophonen Genitiv und Dativ bezeichnen könnte¹³. Der Vers Pz. 817,12 könnte jedenfalls mit dem Genitiv oder dem Dativ der *sele* übersetzt werden: den Teufel eurer Seele berauben/der Seele den Teufel rauben. Alle Übersetzer, die mir zugänglich waren, alle, auch Wolfgang Mohr (1979) und Arthur Thomas Hatto (1980) und Wilhelm Stapel (1981) übersetzen sinngemäß, daß Feirefiz dem Teufel seine Seele entreißen soll. Gut christlich. Wie wenn der Teufel die Seele mit Recht schon immer (seit der Geburt des Beseelten, Erbsünde¹⁴) in Besitz hätte. Niemand macht einen Hinweis auf die Alternative, niemand übersetzt, daß Feirefiz seiner Seele den Teufel wegreißen sollte. Obwohl der D-Satz auch das heißen könnte. Das bedeutet, genau wie in der Geschichte der christlichen Dogmatik bleibt der Teufel als das böse alter ego Gottes existent, mächtig und aktiv, statt wie vielleicht in D und Jahrhunderte später in der Aufklärung als wegzuwerfendes Objekt für das christliche Subjekt gedacht oder jedenfalls sprachlich formuliert zu werden (daß damit auch Gott in die Wegwerfnähe gerät, braucht für einen aufrechten Christenmenschen durchaus nicht mitgedacht zu sein).¹⁵

Von hier aus, kurz vorm fast katastrophalen happy ending des *Parzival*-Romans, mit dem Blick über den ganzen Roman, möchte ich nochmal auf den Eingang, den Prolog, das Verhältnis von *zwivel* und *sele* schauen:

1	Ist zwivel herzen nachgebur daz muoz der sele werden sur	Hat Zweifel ¹⁶ nah am Herzen gebaut, das muß der Seele sauer aufstoßen.
---	---	---

¹³ Z. B. Digitalisat S. 62: den stvrem = den sturm (208,20); Digitalisat S. 89: der zeswe arem = der zeswe arm (307,30); Digitalisat S. 68: ab iv zorens last = ab iu zorns last, so Bumke (229,22), Lachmann ediert: ab iu zornes last; Digitalisat S. 261: zanderr minne = z'anderer minne ? (733,13), Bumke ediert: z'anderre minne; Digitalisat S. 277: sÿverr smac = suwerer smac ? (790,6), die beiden v sind enger, als double-u geschrieben, Bumke ediert: sÿwer smac. Digitalisat S. 55: des orss val = des orses val; Digitalisat S. 270: priss (763,18, 763,22, 763,30) = prises; Digitalisat S. 94: Artuss her (so Lachmann) = Artuses her (so auch Bumke, 326,5). Vgl. zu den Kontraktionen Bumkes *Parzival*-D-Edition (siehe Anmerkung 4), Einleitung S. XIII.

¹⁴ Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche III, Freiburg i. B. (Herder) 1931, s. v.

¹⁵ Zu dem radikalen *Traité des trois imposteurs* (dt. *Traktat über die drei Betrüger*), kritisch herausgegeben, übersetzt, kommentiert und mit einer Einleitung versehen von WINFRIED SCHRÖDER, Hamburg (Felix Meiner Verlag) 1992, gibt es keinerlei Beleg für eine Niederschrift vor dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts, doch ihre Zweifel werden manche Menschen an manchem Teil des Dogmas schon früher gehabt haben.

¹⁶ Zu den zusätzlichen Bedeutungen „Verzagtheit, Verzweiflung (Hinweis von Tim Jackson)“ vergleiche Adjektiv und Verb *zwîvellich* und *zwîveln* im Lexer und *Zweifel B* im Grimmschen Wörterbuch. Matthias Lexer, *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch*. Zugleich als Supplement und alphabetischer Index zum Mittelhochdeutschen Handwörterbuch von Benecke-Müller-Zarncke,

Wo genau wohnen die beiden Nachbarn? Wenn *zwivel* dem Herzen Nachbar sein kann und das der *sele* nicht angenehm ist, dann sind auch *sele* und *zwivel* Nachbarn und die *sele* könnte im Herzen wohnen. Das Herz weist wohl auf einen Menschen, die darin wohnende Seele auf einen lebendigen Menschen. Ab wann die Seele in einem Menschen ist, wird nicht gesagt, auch nicht, wann der Zweifel auftritt. Sofern Zweifel etwas mit Denkvermögen, mit Sinn und Denken zu tun hat, könnte es sein, daß er auch erst mit der Entwicklung der Sinne und des Denkens in den Menschen als Wohngebiet gelangt. Die Seele kann seit der Geburt des lebenden Menschen im Herzen wohnen. Oder, wie dann der Zweifel, beim Herzen. Es wird nicht gesagt, ob überhaupt jemand oder etwas im Herzen ist. Was genau geht in der Seele vor, wenn ihr die Nachbarschaft des Zweifels *sur* wird? Werden muß? Nicht sie wird *sur*, sondern die Nachbarschaft wird ihr *sur*. Also sauer, unangenehm, anstrengend. Nicht fröhlich und leicht. Wenn ich nun an die Verse aus dem achthundertundsiebzehnten Dreißiger denke: Bedingung, getauft zu werden, wie auch Wirkung des Getauftwerdens ist, an den höchsten Gott zu glauben, an seine Dreifaltigkeit und sein einig-dreifaltiges Wirken. Nötig ist dafür, mindestens hilfreich: der Seele den Teufel wegzureißen. Das könnte vielleicht durch den parenthetischen Vers deutlich geworden sein, in dem sich ein gewitzter Autor in der höchst ernsthaft-rituellen Rede eines ergrauten Priesters bemerkbar macht. Nicht der Zweifel ist wegzureißen. Der Teufel ist etwas, vielleicht ein Wesen, das sich bei der Seele einquartiert, einnistet. Kein anstrengender Nachbar. Nicht jemand, der sich die Seele aneignet, raubt, bei dem sich der Täufling die Seele zurückholen müßte. Vielmehr ist der Teufel wie ein Einbrecher und Räuber, ein Parasit, eine Krankheit hinauszuwerfen, loszuwerden.¹⁷ Beim Glauben an die Trinität scheint der Teufel hinderlich und lästig zu sein. Es wird nirgends gesagt, daß er der Seele etwas *sur* werden läßt. Der *sele* muß der *zwivel sur* werden, weil er überhaupt da ist, nicht weil er ihr etwas wegnähme. Es wird nicht erzählt, daß der *zwivel* der *sele* etwas antut, ihr etwas gibt, etwas von ihr verlangt. Analytisch gesprochen weist uns das *muoz* darauf, daß die Seele angeregt wird, selbst aktiv zu sein, mindestens aktiv sein zu wollen. Sauer genug. Ein Mensch mit einer Seele, die im Prolog nicht mehr genannt wird, ist der ich-sagende Autor der Geschichten und ihrer Steuerungen. Der zwiefältig erzählen will und erzählt, wie die Elster zwiefarbig ist, wie Feirefiz zwiefarbig ist,

3 Bände, Stuttgart (S. Hirzel) 1979 [Reprographischer Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1872, 1876, 1878], hier Band III. *Deutsches Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm, München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1984 (Nachdruck der Erstausgabe 1854–1971), Bd. 32 [1954], Spalte 996ff., s. v. *Zweifel*.

¹⁷ Zu Geschichte und Funktion der Abrenuntiation (Lossagung vom Satan und seinen Werken; sieh Duden. Das große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter, Mannheim Leipzig Wien Zürich (Dudenverlag) 1994, s. v.) im Taufgottesdienst vgl. REINHARD MESSNER, Einführung in die Liturgiewissenschaft, Paderborn/München/Wien/Zürich (Ferdinand Schöningh) 2001, hier: Der Taufgottesdienst, S. 96ff.

wie beschriebnes Pergament zwiefarbig ist (wie beschriebnes Pergament: so gibt Parzival, Kind von Gahmuret und Herzloyde, dem Bruder Feirefiz, Kind von Gahmuret und der dunkelhäutigen Belacane, dessen Aussehensbeschreibung weiter, die er von Eckuba, der Tochter der Schwester von Feirefiz' Mutter Belacane¹⁸, hat. Pz. XV, 747, 19ff.).

Dem Zweifel scheint Witz und Verstand, die *witze*, zu korrespondieren. Der Autor sagt einfach „och!“, wenn jemand am Innern der Hand Haare raufen will, nicht „du Idiot!“ oder bloß „da sind doch gar keine Haare!“ Der Erzähler fragt sich in der Vorrede zu seinem Roman oder genauer, er unterstellt seinem Publikum, daß es wissen wollte, wie er sein Erzählen zu organisieren gedenke; er erklärt ihm, daß er aufgrund seiner *witze* seine Geschichten unverzagt zugleich fliehen wie jagen, entweichen wie umkehren, lästern wie ehren lassen wolle (2,9–12). Im ersten Viertel des Romans dient die als abwesend behauptete *witze* dazu, die Figur Parzivals als unfertig, als unreif, doch als entwicklungsfähig zu charakterisieren, vier Bücher lang, und dann als erwachsen, selbstverantwortlich und mit einer *witze* versehen, die im sechsten Buch aus- und einschaltbar ist, wie in der Blutstropfenszene. Die *witze* ist geradezu ein Musterbeispiel für die Möglichkeit von zwiefältiger Wahrnehmung und Reaktion, eben von *zwivel*. Die Romanfigur Parzival ist ein Musterbeispiel für eine *zwivel*-Begabung, bis ans Ende des Romans. Ich will nicht alle Vorkommen von *witze* interpretieren, ich lasse Bedeutungen à la (salopp gesprochen) „der is'n bißchen behopst; der is nich bei Trost; der hat nich alle Tassn im Schrank; wenn der mal alle beinander hat“ beiseite. Interessant finde ich:

549	Des wirtes sun ein knappe truoc senfter bette dar genuoc	Der Sohn des Hausherrn, ein Knabe, trug genügend sanfte Betten dahin
25	an die want gein der tür ein teppech wart geleit derfür da sollte Gawan sitzen	an die Wand, der Tür gegenüber, ward ein Teppich davorgelegt, da sollte Gawan sitzen.
30	der knappe truoc mit witzen eine kultern so gemal ufez bette von rotem zindal ¹⁹	Der Knabe trug mit Witz und Verstand eine entsprechend gezeichnete Decke aus rotem Zindal aufs Bett.

Hier, Pz. 549,27f., kommt mir doch der Reim *mit witzen* auf *sitzen* wie reim-dich-oder-ich-freiß-dich vor, auch oder bloß weil das zweisilbige *witzen* in Reimposition fast immer auf *sitzen* reimt (zehn von dreizehn Mal, dazu einmal auf *besitzen*, zweimal auf *switzen*)²⁰. Auffällig ist mir, daß der namenlose Knabe, einer der Söhne des Fährmanns

¹⁸ Vgl. Die Namen im ‚Parzival‘ und im ‚Titurel‘ Wolframs von Eschenbach, bearbeitet von WERNER SCHRÖDER, Berlin/New York (de Gruyter) 1982, s. v. Eckuba.

¹⁹ Digitalisat S. 157.

²⁰ Vgl. Reimregister zu den Werken Wolframs von Eschenbach, von Dr. A(LBERT) SCHULZ (San-Marte), Quedlinburg/Leipzig (Gottfr. Basse) MDCCCLXVII, s. v. S. 70.

Plippalinot²¹, vermutlich kein angehender Ritter, also einer knapp unter oder über der Grenze zu den Nichtedlen (den Ungeborenen, wie der Fischer in Hartmans *Gregorius* genannt wird²²), mit dem Wort *witze* bezeichnet wird, wiewohl in der Erzählsituation völlig witzlos, offenbar nur, um den Fährmannssohn auszuzeichnen, vielleicht wie den jungen Parzival zu zeichnen. Wolfram führt beides, Armut wie Bildung, für die ganze Familie (Plippalinot, seine Frau, seine Tochter Bene, seine zwei Söhne) über die gesamte Szene von Gawans Bewirtung sorgsam nebeneinander. Vielleicht ist es ein besonderer Witz Wolframs, daß Pacht und Pachtanspruch des Fährmanns nur in dem Roß eines Unterlegenen aus möglichen Zweikämpfen vor der Überfahrt über das Wasser vor Schastel Marvale bestehen.

An dieser Stelle bemerkte ich an mir, daß ich nicht weiterkomme. Nicht weiterkomme mit der Analyse von Einzelstellen mit Einzelwörtern. Und mit dem Versuch, zu sehen, wenn nicht zu zeigen, daß Wolfram mit seinen Erzählungen wider den christlichen Stachel des Abendlands löckt. Es kam mir zweierlei in den Sinn: Zum einen eine Mahnung oder Warnung oder Hinweisung oder Erinnerung von Elisabeth Schmid, die ich leider nicht mehr wörtlich im Kopf habe – daß nämlich Wolfram von Eschenbach vermutlich ein guter Christ seiner Zeit gewesen ist. Zum andern, daß es mir besser gelingen könnte zu zeigen, was Wolfram da Elsternfarbiges gemacht habe, wenn ich einfach mein Verständnis von Wolframs *Parzival* in einer vollständigen Übersetzung darstellen würde (zumal ich mir für die bisherige Arbeit schon bald ein Zehntel übersetzt habe). Da schickte mir zum Glück Florian Kragl seinen Hartman-*Enite*-Vortrag für die Artusgesellschaft 2016, den ich sofort gelesen habe und der mir klarmachte, was da im Moment in meinem Kopf vorging.²³ Ein Glück auch, daß ich alt genug geworden bin, um mich über eine Entdeckung zu freuen, und mich lange genug mit den Möglichkeiten von Psychologie im hohen Mittelalter beschäftigt habe, um sogleich zu verstehen: Die Einzelwortsuche und -interpretation kann nichts bringen, da die Figuren – jedenfalls bei Hartman – gar nicht mit einer Figurenpsyche gezeichnet sind; vielmehr ist die Psychologisierung oder der Eingang zu unserer Psychologisierung in der erzählten Handlung zu finden, in der die erzählten Figuren vom Autor bewegt werden. Bei der Kraglschen

²¹ Pz. 544,17f., Digitalisat S. 155: *Er was geborn von riters art / mit guoten zühten wol bewart* – verarmter Adel vielleicht, aber immerhin ein Reitersmann und durchaus höfisch gebildet (diese Verse sind bei Schröder nicht vermerkt, sieh Anmerkung 18).

²² Vgl.: HARTMANN VON AUE, *Gregorius*, herausgegeben von HERMANN PAUL, 13., neu bearbeitete Auflage besorgt von BURGHART WACHINGER, Tübingen (Niemeyer) 1984, hier: Vers 2575 und Vers 2829. Vgl. hinten, Heinriche A und B, Vers 721.

²³ FLORIAN KRAGL, *Enites schöne Seele. Über einige Schwierigkeiten des höfischen Romans der Blütezeit, Figuren als Charaktere zu erzählen*, Vortrag bei der Tagung »Emotion und Motivation. (Figuren-)Psychologisierungen in der Artusepik. Kolloquium der deutsch-österreichischen Sektion der Internationalen Artusgesellschaft«, Gumpoldskirchen, 24.–27. Februar 2016 (Druck in Vorbereitung).

Hartman- und *Enite*-Analyse (die auch den Unterschied zu Chrestiens *Enide* deutlich macht), ordnete sich in meinem Kopf, daß ich seine Erkenntnisse auf Wolfram übertragen könnte. Es interessierte mich auch, ob solche Übertragung auf Lyrik möglich wäre und wie sie dann aussehen könnte. Plötzlich wurde mir auch klar, was dem Einrennen einer offenen Tür gleichkam, daß Figurenzeichnungen und Handlungszusammenhänge zwar in Teilen dieser Dichotomie im Gewicht verschoben werden können, aber immer zu den Prinzipien des Erzählens gehören. Bis heute. Bestimmen wahrscheinlich unser Denken selbst: Aus den umgebenden Zusammenhängen erschließen wir uns eine Struktur der inneren Befindlichkeit unsers Gegenübers, des Andern, mit dem wir in einer Welt leben. So gesehen könnte und müßte man sagen: Psyche als ein eigenständiges Element (über die jeweilige Hirnstruktur des Individuums hinaus) gibt's gar nicht. Was das mit einer Vorstellung von Gott zu tun hat, ist mir noch nicht klar (es sei denn: Gott ist immer die Psychostruktur des Andern, die der Betrachter zu erkennen meint).

Als ich mit Wolfram nicht mehr weiterkam und bevor ich Florian Kragls Einsichten zu Hartmans *Enite* erhielt, fiel mir ein Buch in die Hände, das die Kollegin Christiane Witthöft ausgeliehen hatte und das sie mir weiterlieh: Der von Susanne Köbele und Bruno Quast herausgegebene Band über literarische Säkularität im Mittelalter²⁴. Darin habe ich sogleich die Köbele/Quastsche Einführung gelesen und den Beitrag von Susanne Köbele²⁵. Erstens habe ich bemerkt, daß ich nicht wußte, ein wie umfangreiches und verbreitetes Themengebiet ich hier betrat, und zweitens wurde mir klar, daß ich weder die Sprache Frauenlobs einfach so verstehen konnte, noch auch daß mir Schreiben und Denken dieser Frauenlobkennerin Köbele einfach eingingen. So fing ich an, das vorwiegend behandelte Gedicht, das nach germanistischem Usus *Minne und Welt* heißt, aus der einzigen Handschrift, die es überliefert, vom letzten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts), zu transcribieren und für mich zu übersetzen. Auch, um zu verstehen, wie das Erzählen in Frauenlobs Lyrik versteckt ist. Dann machte ich mich ein zweites Mal daran, Susanne Köbeles Beitrag nachzuvollziehen.

Da fiel mir nun auf, daß ich für mich „Aufklärung“ gedacht hatte und nicht „Säkularisierung“ und daß mir das nicht das selbe ist. Für mich heißt Säkularisierung immer das Weggehen vom Religiösen, das Freiwerden von der Herrschaft der Religion. Soweit ich sehe, gibt es mindest in der christlichen Religion allemal ein Bedürfnis, Davongegangnes wieder zu sakralisieren, auch nie christlich Gewesenes zu sakralisieren,

²⁴ Literarische Säkularisierung im Mittelalter, herausgegeben von SUSANNE KÖBELE und BRUNO QUAST, Berlin (de Gruyter) 2014. Frau Witthöft hat mir gleich noch empfohlen: DOROTHEA WELTECKE, „Der Narr spricht: Es ist kein Gott“. Atheismus, Unglauben und Glaubenszweifel vom 12. Jahrhundert bis zur Neuzeit, Frankfurt/New York (Campus Verlag) 2010 [578 Seiten].

²⁵ SUSANNE KÖBELE, BRUNO QUAST, Perspektiven einer mediävistischen Säkularisationsdebatte. Zur Einführung, in: sieh vorige Anmerkung, S. 9–20. SUSANNE KÖBELE, Frauenlobs *Minne und Welt*. Paradoxe Effekte literarischer Säkularisierung, S. 221–258.

also eine nichtchristliche Welt zu sakralisieren. Das heißt, eine Herrschaft in Gedanken, Worten und Werken herzustellen oder wiederherzustellen. Da mag so etwas wie eine Ambiguität eine Rolle spielen. Was ich aber nicht weiß, und wozu ich spezielle Untersuchungen lesen müßte, ist, wieviel Nichtreligiöses in einer Kultur schon seit je vorhanden ist, wieviel nicht unterjocht werden konnte oder sich wieder befreit hat. Vielmehr scheint mir zum mindesten die christlich ambitionierte Religiosität davon auszugehen, daß es ihr gelungen wäre, eine abendländische Kultur restlos unter ihre Herrschaft zu bringen. Ist dem so? Dann gäbe es nur Säkularisierung, und Aufklärung wäre eine Form nicht rückgängig gemachter Säkularisierung. Reichen für einen solchen durchchristianisierten Zustand ein paar hundert Jahre, oder meinethalben zweitausend Jahre aus? Sind römische Reichshirne christlich gleichförmig geworden? Wo doch das dogmatische Christentum selber Jahrhunderte gebraucht hat, alle seine heute mir bekannten Elemente zu entwickeln.²⁶ Wo die Evolutionsbiologie doch im menschlichen Körper Knochen kennt, die ihrer Gestalt nach Jahrmillionen alt sind und gar keine Funktion mehr zu haben scheinen. Ich meine so etwas wie: reicht es, zu einem Verständnis der Sachsen bis in die Zeit der DDR zurückzudenken, allenfalls noch Nazideutschland hinzuzunehmen, oder müssen wir bis zu Kaiser Karl, dem Großen, und den Sachsenkriegen zurückdenken. Jedenfalls dahin auch zurückdenken, denn es gibt für nichts auf der Welt nur eine einzelne Ursache. Jede Kultur besteht aus den Herrschaften, Sprachen, Gewohnheiten, Religionen, die ihre Menschen erlebt, ausgehalten und weitergegeben haben. Das macht es ja so schwer, Phänomene zu isolieren und Einzelwege zu verfolgen.

Darum habe ich so meine Skepsis, wenn man aus einer Analyse eines Texts aus dem späten fünfzehnten Jahrhundert Erkenntnisse für ein Original aus dem frühen vierzehnten Jahrhundert gewinnen will. Solche Skepsis habe ich, auch wenn die Editoren der Göttinger Ausgabe von Frauenlobs Werk behaupten, die selber zu haben.²⁷ Die Überschriften stehen nicht in der Handschrift, die Reihenfolge der Strophen in der Handschrift stimmt mit der Herstellung von deBoor nicht überein²⁸, es ist also auch die strenge Dialogform (zu der die ersten beiden Strophen bekanntlich nicht passen²⁹) eine

²⁶ Vgl. EMMANUEL CARRÈRE, *Das Reich Gottes*, Berlin (Matthes & Seitz) 2016 [Le Royaume, Paris (P.O.I. Éditeur) 2014]. Auch interessant darin der nachgestellte Aufsatz der Übersetzerin: CLAUDIA HAMM, *Wer sagt „ich“ in einem übersetzten autobiographischen Text?* S. 509–524.

²⁷ FRAUENLOB (HEINRICH VON MEISSEN), *Leichs, Sangsprüche, Lieder*, auf Grund der Vorarbeiten von HELMUTH THOMAS herausgegeben von KARL STACKMANN und KARL BERTAU, 1. Teil: Einleitungen, Texte, 2. Teil: Apparate, Erläuterungen, Göttingen (Vandenhoeck&Ruprecht) 1981. *Minne und Welt* in Band I, S. 380–388, Band II, S. 705–719.

²⁸ Sieh GA II (Anmerkung 27), S. 705.

²⁹ „Es ist eine Auffälligkeit bei Frauenlob, auch in seinen Leichs: Ein Text wird einleitend als Produkt eines Dichter-Ichs präsentiert, das dann seine Stimme abgibt an andere Instanzen“, Köbele (Anm. 24), S. 250.

Rekonstruktion.³⁰ Obwohl „Streit“ das letzte Wort des Texts ist, handelt es sich nicht um ein Streitgespräch mit offenem Schluß, bei dem die Bessere gewinnt. Vielmehr steht der Ausgang zugunsten der „Minne“, der in der letzten Strophe von der Minne triumphierend behauptet wird, von Anfang an fest. Das Lied führt vor, daß jemand, der verlieren soll, auch verliert – wofür es keine wirklichen Argumente braucht. Das Lied führt vor, daß es angesichts der Existenz von Gottesminne eine Säkularisation nicht geben kann, daß sie auch gar nicht nötig ist. Die Welt als Gottes Schöpfung hat gegen die Gottesminne keine Chance – dem ganzen dogmatischen Irrsinn, der darein verstrickt ist, gehe ich nicht nach. Das Gedicht ist von zutiefst fundamentalistischer Gläubigkeit. Freilich kann man sich auf diesem Gebiet in den Fachsprachen der mittelalterlichen Theologie und aller heutigen Wissenschaft tummeln, muß sich allerdings klarmachen, daß hier nicht zu diskutieren ist – wer mitdiskutiert um möglicherweise zu gewinnen, hat schon verloren.

Ich will das nicht am ganzen Gedicht, sondern nur an der Art zu reden in der letzten Strophe zeigen. Hier die Strophenform gemäß der GA (f gegen s ausgetauscht):

Swach vnd vnfrut mag man mich welt nicht snewen an
wenn er in got sein liebe traÿt
alsam er der natur gepot
des ist selig sele vnd mag auch leib vnd ere gesunt
Geÿt fraÿsheit zorn hast vnd neÿt ich nicht enkan
wer vnter vns zweÿen solch ampt traÿt
der slecht sel vnd leÿbe tot
seÿt du das tust wie tarstu sweygen mÿnne munt
Dein red nicht schait
got vnd mich wir pleÿben ein die schriefft das saÿt
dein falcheÿt gar dar wieder leÿt
sust hast du welt verloren deinen streÿt

Hier meine Übersetzung:

Schwach und dämlich kann man mich, Welt, anschauen nicht,
wenn wer in Gott sein Liebe trägt,
ganz wie er der Natur gebot.
Des ist selig die Seele und kann³¹ auch Leib und Ehre gesund [sein].

³⁰ Eine inhaltliche Begründung will mir schon einleuchten. Ich wüßte dennoch gerne, wie könnte denn der Fehler zustande gekommen sein?

³¹ Vgl. „mögen“ im Grimmschen Wörterbuch (siehe S. 21, Anm. 16). Ist das hier ein zu korrigierender Schreibfehler?

Gier, Verfressenheit, Zorn hast, und Neid kenn ich nicht.
Wer unter uns zweien solch Amt trägt,
der schlägt Seel und Leibe tot.
Da du das tust, wie traust du dich zu stopfen Minnemund?
Dein Red nicht schied
Gott und mich; wir bleiben eins, die Schrift das sagt.
Dein Falschheit liegt ganz in die Gegenrichtung:
so hast du, Welt, verloren deinen Streit.³²

³² Hier die Transcription (von Handschrift F, Weimar Q 564, fol. 65^v):

Swach vnd vnfrut mag man mich welt nicht
fnewen an wenn er in got fein liebe traÿt alfam
er der natur gepot | des ift felig fele vnd mag auch
leib vnd ere gefunt
Geÿt fraßheit zorn haft vnd neÿt ich nicht enkan
wer vnt^s vns zweÿen folch ampt traÿt · der flecht
fel vnd leybe tot · feÿt du das tuft wie tarftu
fweygñ mÿnne munt
Dein red nicht schait got vnd mich wir pleÿbñ
ein die schriefft das faÿt dein falcheÿt gar dar wied^s
leÿt fuft haft du welt verlorn̄ deinē ftreyt

Hier der Text nach der GA:

Swach und unfrut mag man mich Werlt, nicht snöuwen an,
wan swer in got sin liebe leit,
alsam er der natur gebot,
des ‚sele ist selig‘ und [] ouch lib und ere gesunt.
Git, frazheit, zorn, haz unde nit ich nicht enkan:
swer under uns zwein solch ammet treit,
der slecht ‚lib unde sele‘ tot.
sit du daz tust, wie tarstu sweigen *minen* munt?
Din rede nicht scheid
got unde mich: wir bliben ein, die schrift daz seit.
din falscheit gar dar *nider* lit,
sust hast du, Werlt, verlorn din strit.

Hier meine Übersetzung des Texts nach der GA:

Schwach und häßlich mag man mich, Welt, nicht schnauzen an,
außer wer in Gott sein Liebe legt,

Das Totschlagsargument der Strophe ist von einer paulinischen Logik³³: „wenn aber von Christus gepredigt wird, daß er von den Toten auferstanden ist, wie sagen dann einige von euch, daß eine Auferstehung der Toten nicht existiert? Wenn eine Auferstehung der Toten nicht existiert, dann ist Christus nicht auferstanden. Wenn aber Christus nicht auferstanden ist, dann ist unsere Predigt vergeblich und vergeblich ist auch euer Glaube.“ Fangen wir vorne an: Unabhängig davon, was in den zwanzig Strophen vorher war, in dieser 21. Strophe unterstellt die Minne der Welt damit, daß sie behauptet, es sei nicht möglich, sie *swach* und *vnfrut* anzuschmauchen, daß die Welt genau das getan hätte oder tun wollte. So wie sie mit der an die Welt gerichteten Behauptung, daß die Kränkung der Minne demjenigen unmöglich sei, der seine Liebe in Gott trägt, eben der Welt unterstellt, daß sie ihre Liebe nicht in Gott trüge. Ich weiß nicht, was das heißen soll, seine Liebe in Gott tragen, ich nehme aber an, die theologische und mystische Literatur ist voll von weiteren Belegen für diese Rede. Was sie zwar nicht erklärt, aber als üblich unter Eingeweihten kennzeichnet. Verstärkt wird die Behauptung damit, daß „seine Liebe in Gott tragen“ ein Gebot Gottes an die Natur sei. Wir haben einen Gegensatz von Gott und Minne gegen Welt und Natur vor Auge und Ohr. Die letzte Zeile des ersten Strophendrittels macht der Welt und wohl auch den Lesern und Hörern der Strophe deutlich, daß sie, wenn sie ihre Liebe in Gott trügen, mit der Seligkeit ihrer Seele belohnt würden. Lassen wir beiseite, daß ich nicht weiß, was das heißen soll. Jedenfalls ist von einer wünschenswerten Folge die Rede. Aus dieser Folge folgt eine weitere, nämlich daß neben der seligen Seele auch Leib und öffentliches Ansehen gesund würden. Alle Herausgeber haben diesen zweiten Wunsch in eine Gewißheit verwandelt, in den Text eingegriffen und *mag* entweder durch *macht* ersetzt oder einfach herausgenommen³⁴. Die

ganz wie er der Natur gebot.
 Dessen Seele ist selig und [] auch Leib und Ehre gesund.
 Gier, Verfressenheit, Zorn, Haß und Neid – alle ich nicht kenn.
 Wer unter uns zweien solches Amt trägt,
 der schlägt Leib und Seele tot.
 Da du das tust, wie wagst du zu stopfen mir *den* Mund?
 Deine Rede nicht schied
 Gott und mich; wir bleiben eins, die Schrift das sieht.
 Dein Falschheit ganz am *Boden* liegt:
 so hast du, Welt, verloren deinen Streit.

³³ si autem Christus praedicatur quod resurrexit a mortuis / quomodo quidam dicunt in vobis quoniam resurrectio mortuorum non est / si autem resurrectio mortuorum non est / neque Christus resurrexit / si autem Christus non resurrexit inanis est ergo praedicatio nostra / inanis est et fides vestra (Paulus, 1. Korintherbrief, Kapitel 15, 12–17: Vulgata, II, 1983 [1969], S. 1786^a).

³⁴ Vgl. GA II, S. 719. Das *mag* der Handschrift ist aber auch wirklich syntaktisch schwer zu beziehen und semantisch schwer zu verstehen. Vgl. Anm. 29.

Zeile könnte unterstellen, daß Leib und Leben wie Ehre und Ansehen bis dato ungesund seien. Vermutlich, weil weltlich.

Im zweiten Drittel wird das Unterstellen forciert: Minne unterstellt der Welt, daß sie *Geýt fraßheit zorn* hat und daß sie, die Minne, Aggressivität nicht könne oder kenne. Es ist ironisch oder zynisch klar, daß das „Amt unter uns zweien“ nur der selbstverständliche Dienst der Welt sein kann. Der Dienst für vier Todsünden (avaritia, gula, ira und invidia) schlägt Seele und Leib tot. Theologisch bedeutsam mag sein, daß die Seele – entgegen der üblichen Formel – vor Leib und Leben genannt wird.³⁵ Ob es ironisch ist, daß das Endungs-e von Leib und Seele zu Seel und Leibe getauscht ist (wobei es grammatisch am Leibe ja nicht falsch ist), weiß ich nicht. Minnemund schweigen machen scheint mir etwas schärfer als: meinen Mund zum Schweigen bringen, der handschriftliche Text enthält einen Hauch mehr tödliche Bedrohung. Wie mir überhaupt scheint, daß die Frauenlobeditoren den Text von F nicht nur berichtet, geglättet, sondern auch insgesamt entschärft haben. Natürlich muß ich mich auf die Kenntnisse der Herausgeber verlassen und auf ihre Beurteilung, mit der sie weitere Frauenlobtexte dieser Handschrift mit anderen Handschriften verglichen haben. Auch das dritte Drittel der Strophe ist ganz paulinisch, vom 13./14. Jahrhundert aus gesehen (alle Paulusbriefe eingeschlossen) strikt schriftgläubig. Gott und Minne sind eines, und: du, Welt, bist falsch, gehst verkehrt, und hast verloren. Die Aussage der Schrift läßt sich auch auf die letzten beiden Verse der Strophe beziehen. Als Darstellung eines Konflikts handelt es sich bei dem Gedicht um einen Kampf der Wörter, und bei dem wiederum um eine metaphorische Darstellung, wie das je gegenwärtige kulturelle menschliche Gehirn funktionieren kann. „Säkularisierend“ möchte ich nennen: Leser könnten sich klarwerden, daß sie das Spiel der eingebildeten Minne nicht länger mitspielen wollen.

³⁵ Vgl. Armer Heinrich A, Vers 681–689, und Armer Heinrich B, Vers 681–689, und A wie B, Vers 735.

Warum mehrere Handschriften mehrere Übersetzungen vertragen

Ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος
καὶ ὁ λόγος ἦν πρὸς τὸν θεόν
καὶ θεὸς ἦν ὁ λόγος
οὗτος ἦν ἐν ἀρχῇ πρὸς τὸν θεόν
In principio erat Verbum
et Verbum erat apud Deum
et Deus erat Verbum
hoc erat in principio apud Deum
Im Anfang war das Wort,
und das Wort war bei Gott,
und Gott war das Wort.
Dasselbe war im Anfang bei Gott¹

Ich ist der Andere, Ich ist Gott. Der Andere ist Gott. So einfach ist das. Die richtige Erkenntnis: Kein Wort, das wir nicht vom Anderen haben. So wie Gott im Schöpfungsakt mit dem Wort die Welt differenziert, die Welt überhaupt erst zur Welt macht, lernen wir die Welt kennen, lernen wir die Welt differenzieren, wie der Andere, wie Gott. Lernen differenzieren und damit schaffen wie der Andere, wie Gott. Ichsagen ist wie IchbinGottsagen. Auch Ichsagen ist die Rede des Anderen. Freuds ÜberICH und ICH sind als Rede- und Erkenntnisfähigkeit das selbe. ES ist die unerkannte und undifferenzierte, also unbenannte Welt. Ich muß lernen, die Welt wie sein Überich zu benennen. Rassismus ist eine extreme Form der Überichdifferenzierung. Solange es Sprache gibt, Sprachen gibt, muß es Diskriminierung geben, Diskriminierung in beiderlei Sinn des Wortes: Unterscheidung und Wertung. Wertung als Benennung eines anbetungswürdigen Überichs und als eines zu bekämpfenden Nichtichs, als eines zu bekämpfenden Nichtmenschen. So jedenfalls die jüdische, christliche und muslimische Eingottsprache. Ob es wirkliche Alternativen gibt, ob es sie überhaupt geben kann, weiß ich nicht, kann ich mir nicht vorstellen.²

¹ Novum Testamentum. Graece et Latine . . . curavit EBERHARD NESTLE novis curis elaboraverunt ERWIN NESTLE et KURT ALAND, London (United Bible Societies) ²⁵1963, Joh. 1, 1 und 2, S. 230. Und: Biblia Sacra. Iuxta Vulgatam Versionem, tomus II, Stuttgart (Deutsche Bibelgesellschaft) 1983 [1969], Joh. 1, 1 und 2, S. 1658.

² Als eine Übersicht zu Vorgeschichte, Geschichte und Entwicklung christlichen Denkens im Abendland vergleiche: KARLHEINZ DESCHNER, Abermals krähte der Hahn, Düsseldorf und Wien (Econ Verlag) 1980 (gedruckt 1987) [Stuttgart (Hans E. Günther Verlag) 1962]. Es lohnt sich, RUDOLF AUGSTEIN zu vergleichen (sieh vorn, Seite 7, Anm. 10. Das Buch, von August Wilhelm Rentsch geerbt, ist seit 1989 in meiner Bibliothek; ich habe es erst nach diesem Vorwort gelesen und bedacht). Vergleiche besonders das Kapitel 8, Der Gott, der nicht Schritt hielt, S. 165.ff, 30

Selbstverständlich kann man einer Handschrift ansehen, ob der Schreiber sich Mühe gegeben und beim Abschreiben mitgedacht hat. Oder ob er ein gedankenloser Abschreiberling gewesen ist. Selbstverständlich kann eine Übersetzung gut oder schlecht sein, oder so là là; zuvörderst aber wird sie sich wohl nach dem Kopf- und Seelenzustand von Übersetzerin und Übersetzer richten. In jedem Falle sind unterschiedliche Handschriften ernstzunehmen und nicht einfach nach vermeintlicher Kenntnis oder Gusto eines Editors auf ein bestimmtes Autor-Ich zurückzuführen und in eine vermeintlich autornahe Edition zu flechten. Nicht daß nicht interessant wäre, was so mit der Zeit, mit einer anderen Literaturlandschaft, mit neuem Auftraggeber und späterem Abschreiber, schlicht mit der Rezeption aus einem Text geworden ist. Nicht weniger jedoch, was eben anders geworden, was unwiederbringlich verloren, was als Interpretationsbedürfnis einer neuen Zeit zwar verstehbar, aber nicht mit einer früheren historischen Realität zu verwechseln ist. Dieser Widerspruch von der Suche nach alter Authentizität und zeitgenössisch späterer Befindlichkeit plagt alle Archeologie und Philologie, alle historische Forschungsarbeit.³

Ich denke, um eine Handschrift zu beurteilen, nämlich inwieweit ihr Inhalt mit den Autoren darin und ihrer Schaffenszeit zu tun hat, muß eh etwas in Erfahrung gebracht werden, was die zeitgenössische Atmosphäre wiedergeben könnte in einer Übersetzung, an der zu hören ist, daß die Handschrift und ihr Text beispielsweise zweihundert Jahre jünger sind als die, vielleicht sogar in dieser Handschrift, behauptete Entstehungszeit und Autorzugehörigkeit ihres Texts. Wie umgekehrt eine Übersetzung, die an der Handschrift ernstnimmt, was in ihr vorfindlich ist, zu der Erfahrung über die Atmosphäre der Zeit beitragen kann, aus der die Handschrift stammt. Ein Wort oder eine bestimmte Bedeutung aus der jüngeren Handschrift beweist nicht, daß der Text insgesamt älter ist, sondern nur, daß dies Wort und vielleicht diese Bedeutung, aus welchen Gründen auch immer, in die jüngere Zeit geholt worden sind. Möglicherweise auch, um

insbesondere die Schlußseiten des Kapitels, etwa ab S. 189. Vgl. auch EMMANUEL CARRÈRE, *siehe* vorn, S. 25, Anm. 26.

³ Ich habe als Student noch gelernt, daß der homo sapiens sapiens seit circa sechzigtausend Jahren sprechen kann. Inzwischen habe ich dazugelernt, daß diese historische Zeit wohl viel zu kurz angesetzt ist: Vergleiche zu dieser falschen historischen Beurteilung RUTH BERGER, *Warum der Mensch spricht. Eine Naturgeschichte der Sprache*, Frankfurt am Main (Eichborn) 2008, S. 71ff. („Lange guckten die Forscher nur an einer Stelle . . . im Hals. Es war die falsche Stelle.“ S. 71). Zur Richtigstellung mußte erst die „Knochenhöhle“, die Sima de los Huesos in Nordspanien entdeckt werden, und Menschenknochen darin, die sechshunderttausend Jahre alt sind (vgl. Berger, S. 89ff.). Und da sie nie bewegt wurden, fanden sich unter den Schädeln auch zum ersten Mal da, wo sie aus den Köpfen fielen, die Ohrknöchelchen des homo heidelbergensis, mit denen es möglich ist, Konsonanten zu hören und zu unterscheiden, was andere Primaten als Menschen nicht können. Vgl. auch <https://www.mpg.de/10364788/hominiden-sima-de-los-huesos> (gesehen am 06.07.2016 um 11:03).

ein bestimmtes Alter vorzutäuschen. Wenngleich sich der Interpret gewiß Gedanken machen wird, was den Schreiber bewogen hat, genau diesen Text genau so zu schreiben, wie wir ihn überliefert bekommen haben.

So denke ich, es ist deutlich zu sehen, daß jeder Schluß von einer (jedenfalls augenblicklich möglichen) bestimmten Zeit auf eine andere, frühere oder spätere, äußerst problematisch ist. Man wird gar nicht klar und vorsichtig genug über die Differenz reden können. Und da jede Übersetzung vergleichsweise viel über den Übersetzer aussagt, mindestens neben der Aussage über den übersetzten Text, ist jede Übersetzung als ein neuer eigener Text zu werten (der natürlich viel mit dem übersetzten Text zu tun hat). Das ist auch für jede Abschrift, jeden Nachdruck, zu bedenken, die ja deshalb in jeder Zitation deutlich markiert werden sollen. Die Übersetzung einer bestimmten Abschrift ergibt also einen in gewisser Weise neuen Text zur Übersetzungszeit. Das ist der Grund, weshalb jede Kultur und Zeit ihre je eignen neuen Übersetzungen macht. Die am ehesten mit je eignen neuen Inszenierungen vergleichbar sind.⁴ Als Victor Millet, der eine neue Edition von Hartmans *Armem Heinrich* macht, indem er alle Überlieferung nebeneinanderstellt,⁵ mich bat, ihm doch die Erweiterungsübersetzung zur B-Überlieferung gegenüber der A-Überlieferung (deren Übersetzung von mir er kennt) zu machen, habe ich sehr schnell gemerkt, daß ein bloßes Nachliefern einer Übersetzung des Mehrtexts von B gegenüber A völlig ungenügend ist. So habe ich eine neue Übersetzung des B-Heinrich (nach Ba) gemacht. Freilich hab ich ab und an gekuckt, wies in A steht und was ich damals daraus gemacht habe. Aber ich habe meine B-Version nicht per copy&paste hergestellt, sondern mich ganz auf meine aktuelle Befindlichkeit und die mir erkennbare der digitalisierten Handschrift eingelassen. Ich habe ausdrücklich die Fantasie von den Erwartungen eines Publikums beseitigt. Verlags- und Publikumsbefriedigung sind so weit wie möglich von historischen Interessen wegzuhalten.

So wie es bekanntlich bei Schneeflocken und Eiskristallen keine zwei gleichen gibt, ist es, vermute ich, in der ganzen Welt. Mindestens bei den Lebewesen. Sie alle beherrschen das Abstrahieren, das Absehen von den Besonderheiten des Individuums nebenan, zugunsten der Erkenntnis der Zugehörigkeit zur eigenen Gattung.⁶ Ähnliches gilt, meine ich, für alle Kommunikation. Niemals geht beim Andern das identisch hinein, was der Eine sagt. Man könnte denken, Kommunikation gäbe es überhaupt nicht. Wir nennen aber das Kommunikation, was an abstrakter Gemeinsamkeit dennoch vom

⁴ Vgl. DAVID BELLOS, *Is That a Fish in Your Ear? Translation and the Meaning of Everything*, London (Penguin) 2011 (das Buch hat mir Ursula Naumann geliehen).

⁵ Universitätsbibliothek Heidelberg, Projektleitung VICTOR MILLET (Universität Santiago de Compostela, Institut für Englische und Deutsche Philologie): *Der Arme Heinrich – digital*. Vgl. die Projektbeschreibung im Internet: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/de/ahd/index.html>.

⁶ Vgl. JULIANE BRÄUER (auf die mich Susanne Opfermann aufmerksam machte), *Klüger als wir denken: Wozu Tiere fähig sind*, Berlin Heidelberg (Springer-Verlag) 2014.

Einen zum Andern geht. Bei uns Menschen ist ein Herauskommen das Sprechen, ein Hineingehen das Verstehen, unter anderm des Gesprochenen. Das Verstehen besteht aus dem neuronalen Vergleichen der Eigenbearbeitung mit dem gewußten Abstrakten. So begreife ich meine Übersetzungen. Leiderleider bin ich nicht bilingue, beherrsche ich nicht eine Doppelsprache. Aber über ihre Doppelsprache hinaus haben auch bilingue Menschen das Problem des Verstehens. Und damit des Übersetzenmüssens. Des Sichertwas-Übersetzenmüssens.⁷ Das wir längst in den meisten Situationen automatisch machen – auch wenn es gut ist, darüber nachzudenken, was wir da tun.⁸

⁷ Vergleiche TERENCE MAURUS, in: *De litteris, de syllabis, de metris* (URSULA NAUMANN machte mich auf ihn aufmerksam, mündlich und in ihrem Vortrag, den sie mir geschickt hat: *Olla podrida oder Priber, Bergenroth und das Schicksal der Bücher*, 2016, S. 6f.): *Pro captu lectoris habent sua fata libelli* („Vom Begreifen durch den Leser haben Büchlein ihr Geschick.“ Ende zweites Jahrhundert?). Sieh: https://de.wikipedia.org/wiki/Habent_sua_fata_libelli (22.8.2016).

⁸ Vgl. ULRICH WYSS, Widerstände gegen das Übersetzen, in: *Der philologische Zweifel. Ein Buch für Dietmar Peschel*, herausgegeben von SONJA GLAUCH, FLORIAN KRAGL, UTA STÖRMER-CAYSA, Wien (Fassbaender) 2016 [= *Philologica Germanica* 38], S. 325–351.

Dies ist von dem armen Heinriche¹

Ein Ritter hatte so viel gelernt,
daß er an den Büchern lesen konnte,
alles, was er daran geschrieben fand.
Der war Hartman genannt,
5 dienstverpflichtet war er zu Aue.
Er schaute sich vielfältig um
in den verschiedenartigsten Büchern;
er begann daran zu suchen,
ob er etwas der Art fände,
10 womit er eine schwere Zeit
sanfter zu machen vermöchte,
und von solcherlei Sachen,
daß es zu Ehren Gottes taugte,
und womit er sich vermöchte
15 bei den Leuten beliebt zu machen.
Er beginnt nun, euch zu verdeutschen
eine Erzählung, die *er*² geschrieben fand.

¹ Übersetzt zuerst ca. 1997 bis Vers 735; überarbeitet und fertigübersetzt 2013. Die Übersetzung folgt Hs. A (2. Viertel 14. Jhd., Schreibsprache: elsässisch), wie gedruckt in: Der arme Heinrich von HARTMANN VON AUE. Überlieferung und Herstellung, herausgegeben von ERICH GIERACH, Heidelberg (Carl Winter) 1913, und folgt möglichst nicht den Eingriffen nach Gärtners Edition: Hartmann von Aue, Der arme Heinrich, herausgegeben von HERMANN PAUL, 18., (gegenüber der 17., neu bearbeiteten, Auflage von 2001) unveränderte Auflage, besorgt von KURT GÄRTNER, Berlin/New York (De Gruyter) 2010. Verszählung und Absätze wie Gärtner. Eingriffe bei erkennbaren Fehlern im Text oder möglichen Mißverständnissen in der Übersetzung sind als Fußnoten zur Stelle vermerkt. Vergleich mit: Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue, aus der Straßburgischen und Vatikanischen Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm, Berlin (In der Realschulbuchhandlung) 1815. Vergleich mit: Hartmann von Aue, Der arme Heinrich, herausgegeben von Hermann Paul, 15., neu bearbeitete Auflage besorgt von GESA BONATH, Tübingen (Niemeyer) 1984). Vorgetragen im mediävistischen Oberseminar im Wintersemester in Erlangen 2013/14 und beim XLII. Internationalen Mediävistischen Colloquium vom 6.–13. September 2014 in Sovana, Italien.

² 17 *Pronominales Subjekt er nicht in A*, vgl. HERMANN PAUL, *Mittelhochdeutsche Grammatik*, 25. Auflage, neu bearbeitet von THOMAS KLEIN, HANS-JOACHIM SOLMS UND KLAUS-PETER WEGERA, mit einer Syntax von INGEBORG SCHRÖBLER, neubearbeitet und erweitert von HEINZ-PETER PRELL, Tübingen (Max Niemeyer) 2007, § S 35 und § S 110.

Er hat sich deswegen mit Namen genannt,
daß er für seine Arbeit,
20 die er hineingesteckt hat,
nicht ohne Lohn bliebe,
und wenn jemand nach seinem Ableben
sie sagen hört oder liest,
daß er für ihn ein Gebet sende
25 um das Heil seiner Seele, hinauf zu Gott.
Man sagt, der sei sein eigener Bote
und erlöse sich damit,
wenn jemand für des andern Schuld betet.
 Er las eben diese Geschichte,
30 wie ein Herr hätte
in Schwaben seinen Besitz gehabt.
An dem war nichts vergessen worden,
keine einzige Tugend,
die ein Ritter in seiner Jugend,
35 hochzuloben, haben soll.
Man sprach damals von niemandem so gut
rings in allen Landen.
Er hatte zu seiner Verfügung:
Geburt und dazu Macht und Reichtum;
40 auch war ihm seine Tugend jederzeit bereit.
Aber wie vollkommen alles, was er hatte, auch war –
an Geburt ohne jeden Makel
und sehr wohl den Fürsten zu vergleichen –
so war er doch nicht annähernd so reich und mächtig
45 nach Geburt und Hab und Gut
wie an Ehren und an Selbstbewußtsein, Verstand und Gemüt.
 Sein Name war allgemein bekannt
und hieß: der Herr Heinrich,
und war von der Aue gebürtig.
50 Sein Herz hat einen Schwur geleistet
gegen Falsch und alles Baurische
und hielt sich auch fest an diesen Eid,
stetig, bis an sein Ende,
ohne allen Fehltritt
55 war seine Ehre und sein Leben stets standhaft.
Alles, was man nur wünschen konnte
zu weltlichen Ehren, war ihm gegeben worden;

die wußte er wohl zu mehren
mit all der reinen Tugend.
60 Er war eine Blüte der Jugend,
ein Spiegelglas der Weltfreude,
ein Diamant steter Treue,
eine ganze Krone der Zucht.
Er war die Zuflucht der Bedrängten,
65 ein Schutzschild seiner Verwandten,
wie eine Waage ausgeglichen in seiner Gebefreude,
ihm ward nichts zuviel, noch fehlte je etwas.
Er trug der Ehrsamem Last
der Ehren überm Rücken.
70 Er war wie eine Brücke für Rat und Hilfe
und sang ganz wunderbar von Minne.
Und so wußte er zu gewinnen
der Welt Lob und Preis.
Ein Mann vom Hof und obendrein von großer Erfahrung.
75 Als der Herr Heinrich
sich also derart freuen konnte
über Ansehen und Hab und Gut
und fröhliches Gemüt
und der Welt Wonne –
80 er war über all sein Geschlecht hinaus
gepriesen und geehrt – ,
da wurde sein hohes Selbstbewußtsein verkehrt
in ein ganz heruntergebeugtes Leben.
An ihm ward gezeigt,
85 wie schon an Absalom,
daß die üppig-eitle Krone
des süßen Weltlebens
herniederfällt unter die Füße,
herunter aus ihrer besten Würde,
90 wie uns die Schrift gesagt hat.
Es heißt an einer Stelle dort:
'Media vita
in morte sumus.'
Und das deutet sich so:
95 daß wir im Tod dahinschweben,
wenn wir bestens zu leben glauben.

Diese Welt-Veste

und ihre beständige und ihre allerbeste
und ihre allergrößte Macht und Kraft,
100 die steht da und ist kein Meisterwerk.
An der Kerze vermögen wir zu sehen,
wie ihr Geschick ein wahres Abbild davon ist,
indem sie zur Asche wird,
genau in dem Punkt, da sie Licht gebiert.
105 Wir sind aus schwachem Material.
Nun seht doch, wie unser Lachen
mit Weinen erlischt!
Was uns süß ist, ist vermischt
mit bitterer Galle.
110 Unsre Blüte, die muß fallen,
wenn sie glaubt, im grünsten Grün zu sein.
An Herrn Heinrich ward wohl augenscheinlich:
Der in höchster Wertschätzung
auf dieser Erde lebte,
115 der ist der Verschmähte vor Gott.
Er fiel durch sein Gebot
herab aus seiner allerbesten Würde
in ein schmachvolles Leiden:
Ihn ergriff der Aussatz.
120 Als man die schwere Gotteszucht
an seinem Leib erblickte –
Männern wie Frauen
ward er da widerwärtig.
Seht doch, wie so angenehm
125 er ehemals aller Welt war –
und wurde jetzt, im selben Maß, wie einer, den man nie kannte –
so daß ihn niemand freiwillig ansah,
wie es schon Hiob geschehen,
dem edlen und reichen und mächtigen,
130 der auch höchst jammervoll
plötzlich nur noch zum Mist gehörte,
mitten auf dem Höhepunkt seines Heils.

Und als der arme Heinrich
zum ersten Mal an sich verstand,
135 daß er der Welt zuwider war,
wie alle, die seinesgleichen waren,

da unterschied ihn sein verbittertes Leiden
 von Hiobs Geduld,
 denn es erlitt Hiob, der Gute,
 140 mit einem geduldigen Gemüt,
 als ihm das Leiden zum Schicksal wurde,
 um der Seele Frieden
 die Krankheit und die Demütigung,
*die*³ er von der Welt erlitt.
 145 Dafür lobte er Gott und freute sich.
 Der arme Heinrich aber tat
 leider nichts dergleichen:
 Denn er war traurig und unfroh.
 Sein hochschwebendes Herz, das schwand dahin,
 150 seine hochfliegende⁴ Freude ward zerstückelt,
 sein Emporstreben mußte zusammenfallen,
 sein Honig wurde zu Galle.
 Ein heftig finsterer Donnerschlag
 zerbrach ihm seinen hohen Mittag,
 155 ein trübes Gewölk, und dicht,
 verdeckte ihm seiner Sonne blitzenden Blick.
 Voll schmerzlicher Sehnsucht wurde ihm bewußt,
 daß er so manche Ehre
 nun hinter sich lassen mußte.
 160 Verflucht und verwünscht
 ward oftmals der Tag,
 auf den seine Geburt gefallen war.
 Ein wenig freute *er*⁵ sich doch
 immer noch über einen Trost,
 165 denn ihm wurde oft gesagt,
 daß eben diese Krankheit
 sehr verschiedenartig sei
 und zuweilen heilbar.
 Darüber machte er sich mancherlei
 170 Hoffnungen und Beobachtungen zurecht.
 Er dachte bei sich, er wäre

³ 144 den er A (*falscher Bezug auf den siechtagen 143*).

⁴ 150 fin fvinnende fröide A (*statt swimende/sweimende, Grimm*). Oder ist, vom Zusammenhang angeregt, als Fehlleistung (?) gemeint: swindende?

⁵ 153 er nicht in A.

vielleicht doch heilbar,
und also reiste er eilends
auf den Rat der Ärzte hin
175 nach Montpellier.
Dort fand er aber sehr schnell
nichts als die trostlose Mitteilung,
daß er niemals mehr erlöst werden würde.
Das hörte er höchst ungern
180 und reiste nach Salerno
und suchte auch dort für eine Heilung
die Kunst der erfahrenen Ärzte.
Den besten Gelehrten fand er dort,
der gab ihm sogleich
185 eine seltsame Auskunft,
daß er nämlich heilbar wäre,
und doch immer ungeheilt bleiben würde.
Da sprach er: 'Wie kann das sein?
Du redest ganz unmöglich!
190 Wenn ich heilbar bin, so werde ich geheilt;
und alles, was man von mir verlangt
an Hab und Gut oder an Anstrengung,
das traue ich mich aufzubringen.'
'Nun laßt die Hoffnung,'
195 sprach darauf der Gelehrte noch einmal.
'Mit eurer Krankheit steht es so –
was nützt es, daß ich euch das zur Kenntnis bringe? –
da braucht es eine bestimmte Arznei,
deswegen könntet ihr geheilt werden.
200 Nun ist aber niemand so reich und mächtig,
noch hat er einen so starken Sinn,
daß er sie zu beschaffen vermöchte.
Deshalb werdet ihr immer ungeheilt bleiben,
es sei denn, Gott selber wollte der Arzt sein.'

205 Darauf sprach der arme Heinrich:
'Warum nehmt ihr mir den Trost?
Wirklich, Hab und Gut besitz ich die Genüge.
Wenn ihr nicht gegen eure Wissenschaft
und auch gegen euren Eid verstoßen wollt
210 und darüberhinaus mein Silber
wie mein Gold verschmähen,

dann mache ich euch mir so gewogen,
daß ihr mich nur allzugerne rettet.’
‘Am Willen fehlte es mir nicht’,
215 erwiderte der Gelehrte darauf,
‘und wäre die Arznei der Art,
daß man sie kaufen könnte,
oder daß man sie wüßte
auf irgendeine Weise zu erwerben,
220 ich ließe euch nicht ins Verderben gehen.
Nun ist das leider alles nicht möglich.
Deshalb muß euch meine Hilfe,
weil alles dawider ist, versagt bleiben.
Ihr müßt eine Jungfrau haben,
225 die in jeder Hinsicht ehrbar⁶
und außerdem des festen Willens wäre,
den Tod für euch zu erleiden.
Nun ist es aber nicht der Menschen Gewohnheit,
daß jemand so etwas freiwillig tut.
230 Es braucht nämlich nicht mehr und nicht weniger
als das Blut dieser Jungfrau –
das wäre für eure Krankheit gut.’
Nun erkannte der arme Heinrich,
daß das unmöglich wäre,
235 jemanden dazu zu bringen,
daß er freiwillig für ihn stürbe.
So also war ihm der Trost genommen,
um dessentwillen er dorthingekommen war.
Und ab da, von Stund an,
240 hatte er auf seine Heilung
keinerlei Hoffnung mehr.
Davon ward ihm der Schmerz im Herzen
so kräftig und so groß,
daß es ihn zutiefst verdroß,
245 daß er noch länger leben sollte.
Nun reiste er heim und fing an dahinzugeben
sein Erbe und all seine bewegliche Habe,
wie ihn da sein eigener Gemütszustand
und weiser Ratschlag lehrte,

⁶ 225 manbere *E*, vrieberer *B*.

250 und wo es am besten angelegt war.
Er fing an, nach genauer Überlegung,
seine armen Freunde reich zu machen,
und gab auch unbekanntem Armen zu ihrem Trost,
auf daß sich Gott zu erbarmen
255 geruhte über das Heil seiner Seele.
Der andere Teil fiel an Gottes Häuser.
So also tat er von sich
seine Habe, nach genauer Überlegung,
bis auf ein Stück gerodetes Land.
260 Dorthin floh er vor den Menschen.
Über dieses bejammernswerte Schicksal,
über das klagte er nicht als einziger:
sie klagten über ihn in allen Landen,
in denen er bekannt war,
265 und auch in den Ländern,
wo man ihn vom Hörensagen kannte.
Der dies gerodet hatte
und der es immer noch bebaute,
das war ein freier Bauer,
270 der kaum jemals
irgend größeres Unheil erfahren hatte,
wie's andern Bauern immer wieder geschah,
die mit schlechteren Herren versehen waren,
und die sie da nicht verschonten
275 mit Steuern und mit Abgaben.
Alles, was dieser Bauer freiwillig tat,
das dünkete seinen Herrn genug;
außerdem sorgte er dafür,
daß er keinerlei Übergriffe
280 von fremder Gewalt zu leiden hatte.
Deshalb *war*⁷ keiner ihm gleich
in diesem Lande, was Macht und Reichtum betraf.
Zu dem zog sich
sein Herr, der arme Heinrich, zurück.
285 Alles, was er ihm erspart hatte,
wie wohl ward das nun verdient,
und welch schönen Nießnutz hatte er davon!

⁷ 281 Des deheiner sin gelich A.

Denn es bereitete ihm den geringsten Verdruß,
 was ihm um seinetwillen hinzunehmen geschah.
 290 Er besaß die Treue und auch die feste Absicht,
 daß er ganz mit freiem Willen erlitt
 allen Kummer und alle Anstrengung,
 die das Schicksal ihm als Leiden gab:
 Er schuf ihm reiche Annehmlichkeit.

295 Gott hatte dem Meier geschenkt
 ein reines Leben, nach Acht und Stand ihm gemäß.
 Er hatte einen Leib, der jede Anstrengung vertrug,
 und ein Weib, das gut wirtschaftete,
 dazu hatte er schöne Kinder,
 300 die so recht des Mannes Freude sind,
 und hatte, wie man erzählt,
 unter den Kindern eine Jungfer,
 ein Kind von acht Jahren,
 das wußte sich so richtig,
 305 so von Grund auf gut zu betragen.
 Die wollte niemals auch nur einen Fußbreit
 von ihrem Herrn weichen.
 Um seine Huld und seinen Gruß
 diente sie ihm so auf Schritt und Tritt
 310 mit ihrer grundgütigen Fürsorge.
 Auch war sie so ansehnlich,
 daß sie als Kind gut
 zu Kaiser und Reich gepaßt hätte,
 wie sie war – bestimmt.

315 Alle andern sannen darauf,
 wie sie⁸ ihn taktvoller Weise
 wohl meiden konnten.
 Sie hingegen flog zu aller Stund
 zu ihm und und sonst nirgendwo hin.
 320 Sie war all seine Kurzweil;
 sie hatte all ihr Gemüt
 mit der reinen Güte eines Kindes
 ihrem Herrn zugewandt,
 so daß man sie zu jeder Zeit fand
 325 zu ihres Herren Füßen.

⁸ 316 *Pronominales Subjekt sie nicht in A, vgl. Anm. 2.*

So wohnte die Süße
 ihrem Herrn zu aller Zeit bei.
 Und so war er auch lieb zu ihr,
 mit allem, was in seiner Macht lag
 330 und was für Mädchen taugte
 zu ihrem kindlichen Spiel,
 davon gab ihr der Herr so viel wie möglich.
 Auch half ihm sehr, daß Kinder
 so leicht zu gewöhnen sind.
 335 Er besorgte ihr, was er kaufen konnte:
 Spiegel und Haarbänder
 und was sonst Kindern lieb sein sollte,
 Gürtel und Fingerringe.
 Mit seinem Liebesdienst brachte er sie dahin,
 340 daß sie ihm so vertraut ward,
 daß er sie sein Gemahlchen nannte.
 Das gute Mädchen ließ ihn
 selten einsam bleiben:
 Er dünkete sie die Reinheit selbst.
 345 Wie stark das auch immer *kam*⁹
 von dem, was er für das Kind *ausgab* –
 der tiefste Grund ihrer Liebe war doch
 ein süßer Geist, den Gott ihr schenkte.
 So war ihr Dienen von Grund auf gut.
 350 Als dann der arme Heinrich
 drei Jahre dort gewohnt
 und Gott ihm mit großem Jammer
 seinen Leib gequält hatte,
 da saß einmal der Meier und sein Weib
 355 und ihre Tochter, das Mädchen,
 von der ich euch schon erzählt habe,
 bei ihm in ihrer Unruhe,
 und *finger*¹⁰ an zu klagen über das Leiden ihres Herrn.
 Zu solcher Klage wurden sie schwer gedrängt,
 360 denn sie fürchteten, daß sein Tod
 ihnen Schmerz und Verletzung zufügen

⁹ 345/46 swie stark ir daz gerieter / die Kindesche mieter A.

¹⁰ 358 (354–358), vielleicht Inkongruenz zwischen Subjekt und Prädikat, vgl. *Mittelhochdeutsche Grammatik*, § S 42, S. 323.

und sie ganz hinausstoßen würde
aus Ansehen, Hab und Gut,
und daß von härterem Gemüt
365 ein anderer Herr sein würde.
Sie hatten so lange darüber hin und her gedacht,
bis daß besagter Bauer
zu folgender Frage anhob.
Er sprach: 'Mein lieber Herr,
370 wenn es mit eurer Huld möglich ist,
so wollt' ich gerne fragen:
Wenn es doch zu Salerno so viele
Magister der Arzneikunst gibt,
wie kommt es, daß die Gelehrsamkeit von keinem
375 für euren Mangel an Gesundheit
irgendeine Abhilfe wußte?
Herr, das würde ich gern wissen!
Darauf holte der arme Heinrich
tiefes Seufzen aus dem Herzen.
380 Mit bitterem Schmerz,
mit solcher Trauer sprach er dann,
daß der Seufzer ihm das Wort zerbrach:
'Ich habe diese beschämende Verspottung
um Gottes Willen ganz gewiß verdient!
385 Denn du hast früher gewiß bemerkt,
daß mein Tor hoch offen stand
für die Wonne der Welt,
und daß keiner in seinem Geschlechte
mehr seinen Willen hatte als ich.
390 Und doch war das ein Ding der Unmöglichkeit,
denn ich hatte eigentlich gar nichts.
Damals habe ich nur wenig von dem bemerkt,
der mir all dies Wunschleben
in seiner Gnade geschenkt hat.
395 Das Herz stand mir damals so,
wie alle Welt-Toren handeln,
denen ihr Bewußtsein eingibt,
daß sie Ansehen, Hab und Gut
ohne Gott haben können.
400 So trog auch mich meine ahnungslose Vorstellung,
denn ich habe nur wenig auf den geschaut,

von dessen Gnade mir
so viel an Ansehen, Hab und Gut geschehen ist.
Als dann diese hohe Selbsteinschätzung
405 dem hohen Pförtner zum Verdruß wurde,
verschloß er die Pforte der Glückseligkeit vor mir;
da komm ich leider nimmermehr hinein –
das hat mein ahnungsloser Verstand mir verwirkt.
Gott hat mir zur Strafe eine Krankheit
410 auferlegt, die so geartet ist,
daß sie niemand von mir loszumachen vermag.
Nun bin ich für die Niedrigen eine Schmach
und die Hohen kümmern sich nicht um mich.
Wie niedrig der auch ist, der mich ansieht,
415 ich muß ihm noch viel niedriger sein.
Wie man ihn schätzt, zeigt er an mir:
Er wendet die Augen weg von mir.
Nun erst zeigt sich an dir
deine Treue, die du hast,
420 daß du einen Kranken wie mich bei dir sein läßt
und nie vor mir fliehst.
Wie du keine Scheu vor mir hast,
und wie ich niemandem angenehm bin außer dir,
wie sehr dein Heil auch an mir hängt –
425 du würdest doch wohl meinen Tod ertragen!
Wessen Geringschätzung und wessen Not
ward je größer in dieser Welt?
Vordem war ich dein Herr,
und jetzt bin ich der, der deiner bedarf.
430 Mein lieber Freund, du erkaufst dir jetzt,
und so auch mein Gemahlchen und dein Weib,
das ewige Leben an mir,
indem du mich Kranken bei dir bleiben läßt.
Das, was du mich gefragt hast,
435 das will ich dir sehr gern sagen:
Ich kam nach Salerno,
da konnte ich keinen Magister finden,
der sich meiner anzunehmen
getraut oder gewollt hätte.
440 Denn das, womit ich hätte sollen
von meiner Krankheit genesen,

das hätte eine solche Sache sein müssen,
die in dieser Welt niemand
und auf keine Art und Weise gewinnen kann.

445 Nichts andres ward mir da gesagt,
als daß ich eine Jungfrau haben müßte,
die gerade ganz mannbar
und außerdem des festen Willens wäre,
den Tod für mich zu erleiden,
450 und man sie bis zum Herzen aufschneiden müßte,
und nichts andres wäre für mich gut,
als das Blut von ihrem Herzen.
Nun ist das aber unmöglich genug,
daß eine von ihnen für mich
455 freiwillig den Tod erleiden wollte.
Deshalb muß ich diese schändliche Not
bis an mein Ende tragen.
Daß Gott mir das bald sende!

 Was er dem Vater gesagt hatte,
460 das hatte auch die reine Jungfrau gehört;
den es hatte diese Allersüßeste
die Füße ihres geliebten Herrn
in ihrem Schoße stehen.
Es ließe sich wohl vergleichen
465 ihr kindliches Gemüt
damit, wie gut die Engel sind.
Sie nahm alles, was er sagte, wahr
und merkte es sich auch gut,
es kam nicht mehr aus ihrem Herzen
470 bis man zur Nacht schlafen ging.
Als sie zu Füßen ihres Vaters lag,
und auch ihrer Mutter, wie sie immer tat,
und die beiden eingeschlafen waren,
holte sie so manchen tiefen Seufzer
475 aus ihrem Herzen herauf.
Um die Schmerzen ihres Herrn
ward ihre Trauer so groß,
daß ihr Augenregen begoß

die Füße¹¹ der Schlafenden.
 480 So weckte die Süße sie auf.
 Als sie die Tränen spürten,
 erwachten sie und fingen an,
 sie zu fragen, was ihr wäre
 und über welcherlei Beschwerden
 485 sie so stille vor sich hin klagte.
 Nun wollte sie's ihnen nicht sagen.
 Und da ihr Vater sie aber
 vielmals bedrohte und bat,
 daß sie's ihm¹² sagen wollte,
 490 sprach sie: 'Ihr solltet mit mir wehklagen!
 Was könnte uns schlimmer sein
 als das mit unserm Herrn?
 Daß wir den verlieren sollen
 und mit ihm¹³ nichts mehr sehen
 495 von unserm Hab und Gut und unsrer Ehre.
 Wir bekommen niemals mehr
 einen so guten Herrn,
 der das für uns tut, was er uns tut.'
 Sie sprachen: 'Tochter, du hast recht.
 500 Nun hilft uns leider nicht um ein Haar
 unsre Trauer und die Klage.
 Liebes Kind, schweig also davon!
 Es bereitet uns so viel Leid wie dir.
 Wir können nun leider
 505 ihm mit nichts helfen.
 Gott, der hat ihn uns genommen –
 und hätte es jemand anders getan,
 der müßte unsern Fluch tragen.'
 So brachten sie sie dann zum Schweigen.
 510 Die Nacht wurde sie nicht mehr froh,
 und so auch den ganzen folgenden Tag.
 Was immer jemand sonst machte,
 ihr kam dies nie aus dem Herzen,
 bis man die andere Nacht

¹¹ 479 der flaffenden füße A (vgl. füfzen 474), Reim auf fûze, vgl. 480.

¹² 489 eime A (Nebenform von ime?).

¹³ 494 mit eime A, vgl. 489.

515 wie gewöhnlich schlafen ging.
Als sie sich niedergelegt hatte
an ihrer alten Stelle im Bett,
bereitete sie wieder ein Bad
mit weinenden Augen;
520 denn insgeheim trug sie,
ganz nah in ihrem Gemüt,
die allergrößte Güte,
die ich je von einem Kinde gehört habe.
Welches Kind würde sich auch je so verhalten?
525 Sie sah nur ein Einziges, das ihr wichtig war:
Wenn sie den morgigen Tag erleben sollte,
daß sie wirklich und wahrhaftig ihr Leben
um ihren Herrn geben wollte.
Von diesem Gedanken ward sie dann
530 ganz leichten Muts *und froh*¹⁴
und hatte keinerlei Sorgen mehr,
bis auf eine Befürchtung, die ihr weh tat:
Wenn sie's ihrem Herrn sagen würde,
daß der darüber verzagen könnte,
535 und wenn sie's ihnen allen dreien
bekannt gäbe, daß sie bei ihnen
keinen willfährigen Zügel finden
und man's ihr nicht vergönnen würde.
Davon wurde sie so unruhig,
540 daß ihr Vater davon,
und ihre Mutter, geweckt wurden,
wie schon in der Nacht zuvor.
Sie richteten sich auf zu ihr
und sprachen: 'Jetzt schau, was hast du denn Schlimmes?
545 Du bist doch albern,
daß du so viel Beschwerden
mit solcher Klage dir auflädst,
die doch niemand zu einem Ziel führen.
Warum läßt du uns nicht schlafen!'
550 So begannen sie, sie zu schimpfen:
Was ihr denn die Klage brächte,
für die doch niemand

¹⁴ 530 vnfro A.

ein Ziel noch Abhilfe hätte?
 So glaubten sie, die Süße
 555 umgehend zum Schweigen zu bringen.
 Aber sie wußten nichts von ihrem Willen.
 So antwortete ihnen also das Mädchen:
 'Wie uns mein Herr gesagt hat,
 so kann man ihn sehr wohl retten.
 560 Wahrlich, wenn ihr's mir nicht verwehren wollt,
 dann bin ich für ihn als Arznei gut.
 Ich bin eine Jungfrau und ich habe die feste Absicht und bringe den Mut auf:
 bevor ich ihn in seinem Verderben sehe,
 will ich eher für ihn sterben!'

565 Von diesem Reden wurden sie da
 traurig beide und freudlos,
 beide, Mutter und Vater.
 Er bat seine Tochter,
 daß sie solche Rede unterlassen solle
 570 und ihrem Herrn nur das verheißen,
 was sie auch zu leisten vermöchte,
 denn dies hier käme ihr nicht zu.
 Er sprach: 'Tochter, du bist ein Kind,
 und deine Treue ist
 575 in diesen Dingen allzu groß.
 Du kannst das nicht aufbringen,
 so wie du uns das hier vorgetragen hast.
 Du hast den Tod nicht gesehen.
 Wenn es für dich an die Zeit kommt,
 580 daß keine Hilfe mehr ist,
 und du sterben mußt,
 und du könntest irgend erreichen –
 du würdest leben, viel lieber, trotz allem!
 Denn in ein schlimmeres Leidensgefängnis bist du nie gekommen.

585 Halt also darüber den Mund!
 Und läßt du jetzt
 noch einmal solche Rede laut werden,
 dann gibt's was auf die Haut!
 Gradso also glaubte er nun, sie
 590 mit Bitten und Drohen
 zum Schweigen zu bringen. Aber das konnte er nicht.
 Seine Tochter antwortete ihm so:

‘Vater mein, wie unerfahren ich auch bin,
ich besitze doch soviel Verstand,
595 daß ich vom Hörensagen von der Not
weiß, daß der Tod für den Leib
schwer und schlimm ist.
Wenn einer aber auf die Dauer
ein Leben voller Mühsal leben soll,
600 dem ist gewiß auch nicht so wohl.
Denn wenn er hier um’s Überleben ringt,
und bringt bis ins Alter
sein Leben mit großer Not,
so muß er den Tod gleichwohl erleiden.
605 Ist ihm aber dann die Seele verloren,
so wäre er besser ungeboren.
Ich aber sehe das Ziel –
und dafür will ich Gott immer loben –
daß ich Leib und Leben jung hingeben kann
610 für das ewige Leben.
Nun sollt ihr mir’s nicht verleiden!
Ich will für mich und für euch zwei
einen sehr, sehr guten Weg damit gehen.
Ich vermag euch ganz allein wohl zu bewahren
615 vor Schaden und vor Leid;
wie, das setze ich euch jetzt auseinander.
Ihr habt Ansehen und Hab und Gut –
das heißt, so wie’s unsers Herrn Absicht ist,
indem er euch nie etwas zu Leide gesagt,
620 noch das Hab und Gut je auch nur angetastet hat.
So lange er also leben wird,
so steht’s um eure Sache gut.
Und wenn wir den sterben lassen,
so muß das unsrer Verderben sein.
625 Ihn will ich uns erhalten
mit einer so schönen Tat,
mit der wir alle gerettet sind.
Nun gönnt mir’s, denn es muß sein!’
Die Mutter sprach weinend,
630 als sie den Ernst der Tochter sah:
‘Denke daran, Tochter, liebes Kind,
wie groß die Mühen sind,

die ich um dich erlitten habe,
 und laß mich bessern Lohn empfangen,
 635 als ich dich sagen höre.
 Du willst mir das Herz brechen!
 Mach mir deine Rede ein wenig sanfter.
 Wahrlich, du willst all dein Heil
 an uns verwirken, gegen Gott.
 640 Denkst du denn nicht an sein Gebot?
 Hat er doch wahrlich geboten und gebeten,
 daß man Mutter und Vater
 Liebe und Ehre erweise,
 und verheißt das als Gegengabe,
 645 daß der Seele Errettung zuteil wird
 und langes Leben auf der Erde.
 Du behauptest, du wollest dein Leben
 um unser beider Freude hingeben;
 du willst uns beiden in Wahrheit
 650 das Leben schwerst verleiden.
 Daß dein Vater und auch ich
 gerne leben, das ist um deinetwillen!
 Wahrlich, du sollst, meine liebe Tochter,
 unser beider Freude sein,
 655 nichts als unsers Lebens Wonne,
 eine Blüte in deinem Geschlecht,
 ein Stecken und Stab unsers Alters.
 Und laß uns nur über deinem Grab
 stehen durch deine eigene Schuld,
 660 so mußt du von Gottes Hulden
 für ewig getrennt sein –
 das erkaufst du an uns beiden!
 Sie sprach: 'Mutter, ich traue dir
 und meinem Vater für mich
 665 all die Gnade wohl zu,
 die ein Vater und eine Mutter
 ihrem Kind gewähren soll,
 wie ich das wohl erfahre
 von euch beiden jeden einzelnen Tag.
 670 Von euern Gnaden habe ich
 die Seele und einen schönen Leib.
 Mann und Frau rühmt mich,

und alle die mich zu sehen bekommen,
 sprechen, ich sei das schönste Kind,
 675 das sie in der Welt gesehen haben.
 Wem sollte ich solche Gnade danken,
 mehr als euch zweien, nach Gott?
 Deshalb soll und werde ich zu¹⁵ eurem Gebot
 für immer mit allem Begehren stehen.
 680 Welch großes Recht muß mir das sein!
 Mutter, glückselige Frau,
 weil ich nun Seele und Leib
 von euern Gnaden habe,
 so laßt es mit euern Hulden zu,
 685 daß ich diese beiden auch
 vom Teufel fernhalte
 und mich Gott geben darf.
 Wahrlich, für diese Welt leben
 ist nichts als der Verlust der Seele!
 690 Auch hat mich weltliches Gelüsten
 bisher noch nicht angerührt,
 das da zur Hölle hinführt.
 Nun will ich Gottes Gnade danken,
 daß er in meinen jungen Tagen
 695 mir solche Sinne gegeben hat,
 daß ich auf dieses zerbrechliche Leben
 nur sehr wenig Acht gebe.
 Ich will mich, rein wie ich bin,
 in Gottes Walten überantworten.
 700 Ich fürchte, sollte ich alt werden,
 daß mich die Süße der Welt
 unter ihre Füße zerren würde,
 wohin sie schon so manchen gezerrt hat,
 den sie auch mit ihrer Süße betrogen hat.
 705 So würde man mich leicht Gott absprechen.
 Gott muß es geklagt sein,
 daß ich bis morgen leben soll –
 so wohl behagt mir diese Welt nicht!
 Das meiste ihrer Annehmlichkeit ist Herzeleid,
 710 das sei euch fürwahr gesagt,

¹⁵ 678 nach v̇werm A.

ihr süßer Lohn eine bittere Not,
ihr Langleben ein bitterer Tod.
Wir haben nicht mehr an Gewißheit,
als heute Wohl und morgen Weh
715 und zuletzt immer der Tod –
das ist eine jammervolle Not!
Es beschirmt einen weder Geburt noch Hab und Gut,
Schönheit, Stärke, noch hohes Selbstbewußtsein,
es helfen weder Tugend noch Ehre
720 vor dem Tod, nicht mehr
als Un-Geburt und Untugend.
Unser Leben und unsere Jugend
ist ein Nebel und ein Raub;
unsre Beständigkeiten bibbern wie Laub.
725 Der ist ein mißgeschaffner Depp,
der freiwillig Gefäß für den Rauch sein will –
es sei Frau oder Mann –
der dies nicht recht zu bedenken weiß
und auch der Welt nachfolgen will;
730 denn uns ist über den faulenden Mist
seidenes Tuch hier gespreitet!
Wen nun dieser Glanz verleitet,
der ist zur Hölle geboren,
und er hat nicht mehr verloren,
735 als die Seele und Leib und Leben!
Nun gedenkt, glückselige Frau,
mütterlicher Treue
und besänftigt eure Traurigkeit,
die ihr da um mich habt;
740 so bedenkt sich auch der Vater;
ich weiß wohl, daß er mir alles Heil gönnt.
Er ist so ein aufrechter Mann,
daß er sehr wohl erkennt, daß ihr
doch nur noch unlange mit mir
745 eure Freude haben könnt,
wenn ich weiter das Leben bestehe.
Bleibe ich ohne Mann bei euch
zwei Jahre oder drei,
so ist mein Herr wahrscheinlich tot
750 und wir kommen in so große Not,

sehr wahrscheinlich, von Armut,
 daß ihr mir entsprechendes Gut
 zu einem Mann nicht zu geben vermögt,
 oder ich müßte dermaßen jämmerlich leben,
 755 daß ich lieber tot wäre.
 Nun schweigen wir aber von solcher Not,
 daß uns nichts passiert
 [und uns mein lieber Herr (B)]¹⁶
 bleibe und so lange lebe,
 760 bis daß man mich an einen¹⁷ Mann vergibt,
 der reich ist und würdig,
 dann wird das geschehen sein, was ihr da begehrt,
 und ihr werdet glauben, mir sei wohl geschehen.
 Mein Gemüt hat mir jedoch andres gesagt:
 765 Wird er *mir*¹⁸ lieb – das ist eine Not,
 wird er mir leid – das ist der Tod.
 Und ich werde immer Leid haben
 und bin mit nichts als Last
 geschieden von aller Bequemlichkeit
 770 mit mancherlei Angelegenheit,
 die den Frauen nicht zupaß kommt
 und sie von¹⁹ Freuden abbringt.
 Drum versetzt mich in die Fülle von Haus- und Heirat,
 die da nimmer vergeht!
 775 Mich begehrt ein freier Bauer,
 dem ich wohl mein Leib und Leben vergönne.
 Dem, wahrlich, sollt ihr mich geben!
 So ist mit meinem Leben alles wohl beschaffen.
 Ihm geht sein Pflug einwandfrei,
 780 sein Hof ist voll mit allem, was man braucht,
 da stirbt das Roß nicht, noch das Rind,
 da machen keine weinenden Kinder Mühen²⁰,
 da ists nicht zu heiß und nicht zu kalt,
 da wird niemand alt an Jahren –

¹⁶ 758 *Der Reimvers auf 757 (enwerre) fehlt A.*

¹⁷ 760 *zû ein manne gebe A.*

¹⁸ 766 *mir fehlt in A.*

¹⁹ 772 *zû A. Ist vielleicht ein Irrweg zu (falschen) Freuden gemeint?*

²⁰ 782 *do enmùgent die weinenden kint A.*

785 der Alte wird wie ein Junger,
 da ist kein Frost noch Hunger,
 da ist kein wie immer geartetes Leid,
 da ist ganze Freude ohne Last.
 Bei dem will ich einziehen
 790 und all solchen Ackerbau fliehen,
 den das Feuer und der Hagel schlägt
 und die Wasserflut wegwäscht,
 mit der man ringt und immer gerungen hat.
 Was man so ein ganzes langes Jahr
 795 an Arbeit da aufwenden mag,
 das verliert im Handumdrehen ein halber Tag.
 Den Ackerbau will und werde ich lassen,
 er sei von mir verflucht!
 Ihr minnt mich, das ist recht und billig –
 800 nun seh ich gerne, daß mir
 eure Minne nicht zur Unminne wird.
 Wenn ihr euch zu rechtem Sinn
 für mich verstehen könnt
 und wenn ihr mir vergönnt
 805 Hab und Gut wie Ehren,
 so laßt mich heimkehren
 zu unserm Herrn Jesu Crist,
 dessen Gnade so stetig ist,
 daß sie nimmer zergeht,
 810 und auch für eine Arme wie mich
 eine so große Minne bereithält,
 wie für eine Königin.
 Ich werde nie schuld daran sein,
 daß ich aus euren Hulden
 815 komme, wenn Gott so will.
 Gewiß ist es sein Gebot,
 daß ich euch untertan sei,
 weil ich Leib und Leben von euch habe –
 das leiste ich und das reut mich nicht.
 820 Doch ich werde auch meine Treue
 zu mir selber nicht brechen.
 Ich hörte immer, daß die Leute sagen:
 wer den andern so erfreut,
 daß er selber unfroh wird,

825 und wer den andern krönt
 und sich selber dabei verhöhnt –
 solcher Treue ist etwas zuviel.
 Gerne will ich euch darin folgen,
 daß ich euch Treue leiste,
 830 und mir selber doch die allermeiste!
 Wollt ihr mir mein Heil fortnehmen,
 so lasse ich euch womöglich
 eher um mich weinen,
 als daß ich mir nicht augenscheinlich machen wollte,
 835 was ich mir selber schuldig bin.
 Ich will für alle Zeit dort hin,
 wo ich ganze Freude finde.
 Ihr habt doch mehr Kinder;
 die laßt eure Freude sein
 840 und tröstet ihr euch über mich.
 Denn mir kann das niemand verwehren,
 wahrhaftig, daß ich retten will und werde
 meinen Herrn und mich.
 Mutter, ich hab dich doch gehört,
 845 wie du vorhin geklagt und gesprochen hast,
 es würde deinem Herzen weh tun,
 solltest du über meinem Grabe stehen.
 Das wird dir aufs beste erlassen:
 Du wirst nicht über meinem Grabe stehn,
 850 denn wenn mir der Tod geschieht,
 das läßt dich niemand sehen.
 Zu Salerno soll es geschehen,
 852a da soll uns vier der Tod erlösen
 852b von der Hölle und von den bösen Geistern.
 Von dem, von eben diesem Tod gehen wir ins Leben
 und ich doch weit besser denn ihr.’
 855 Als sie das Kind da sahen,
 wie es so auf den Tod zueilte
 und wie es so klug und weise sprach
 und dabei Menschenrecht zerbrach,
 kamen sie alsbald überein,
 860 daß diese Weisheit und diesen Sinn
 nimmermehr zu zeigen wüßte
 irgendeine Zunge aus Kindermund.

Sie sprachen, daß der Heilige Geist
 dieser Rede ihr Verfasser wäre,
 865 der sich auch Sankt Niklauses angenommen hatte,
 als er in der Wiege lag
 und die Weisheit ihn lehrte,
 daß er zu Gotte wendete
 all das Gute, das in ihm als Kind war.
 870 Und dachten in ihrem Gemüte,
 daß sie keinesfalls wollten
 sie abbringen (und sollten das auch nicht tun)
 von dem, was sie sich vorgenommen hatte –
 der Wille sei ihr schließlich von Gott gekommen.
 875 Von Jammer wurde ihnen der Leib kalt.
 Als der Meier und sein Weib
 an dem Bett saßen,
 und ganz und gar vergaßen,
 aus Minne zu dem Kind,
 880 auf die Zungen und auf die Sinne,
 in eben dem selben Moment
 wußte keins von beiden
 auch nur ein einziges Wort zu sprechen.
 Die Schmerzrede fing an,
 885 die Mutter aus Leid zu brechen.
 So saßen sie da beide,
 trauervoll und unfroh,
 bis sie sich endlich bedachten,
 wozu ihr Trauern nütze wäre.
 890 Wenn man doch nicht vermöchte,
 ihr den Willen zu nehmen und ihren Entschluß und Mut,
 so wäre ihnen nichts zu gut,
 als daß sie ihr's nicht wohlvergönnten,
 weil sie doch nicht wußten,
 895 wie je besser für sie werden.
 Würden sie mit Abwehr auf des Mädchens Rede reagieren,
 es könnte ihnen ihres Herren wegen
 wohl größten Schaden anrichten –
 und nichts anderes wäre die Wirkung davon.
 900 Ganz und gar willfährig geworden
 sprachen sie beide dann,
 daß sie über die Rede froh wären.

Darüber freute sich das reine Mädchen.

Und kaum war der Tag gekommen,
905 ging sie dahin, wo ihr Herr schlief.
Sein Trautgemahl rief ihn an,
sie sprach: 'Herr, schlaft ihr?'
'Nicht doch, Gemahlchen, sage mir,
wie bist du heute so früh auf!' 910
'Herr, da zwingt jetzt mich dazu
der Jammer über eure Krankheit.'
Er sprach: 'Gemahlchen, das bereitet dir Leid,
das erzeigst du so gut an mir,
wie nur Gott dir's vergelten soll.
915 Da ist nun weiter keine Abhilfe möglich.'
'Meinertreu, lieber Herr mein,
es wird euch eine sehr gute Abhilfe.
Da es so um euch steht,
daß man euch zu helfen vermag,
920 lasse ich euch keinen Tag mehr versäumen.
Herr, ihr habt uns doch gesagt,
wenn ihr ein Mädchen hättet,
die gerne den Tod für euch leiden würde,
da solltet ihr damit genesen.
925 Die will ich, weißgott, selber sein.
Euer Leben ist zu mehr nütze als das meine.'

Da dankte ihr der Herr
für diese Absicht über alle Maßen
und die Augen füllten sich ihm
930 von Jammer ganz heimlich.
Er sprach: 'Gemahlchen, es ist aber der Tod
wahrlich keine so sanfte Not,
wie du dir vielleicht gedacht hast.
Du hast mir das wohl nahegebracht:
935 wenn's dir möglich wäre, würdest du mir helfen –
damit hast du weitaus genug für mich getan.
Ich erkenne deinen süßen Beschluß,
dein Wille ist rein und gut!
Und ich soll und werde nicht mehr von dir begehren.
940 Du kannst mir das beim besten Willen nicht gewähren,
wovon du da gesprochen hast.
Deine Treue, die du an mir begehst,

die soll dir Gott vergelten.
 Das brächte uns den Spott der Leute hier:
 945 was ich bis diesen Moment
 mich auf Arzneien eingelassen habe,
 und wenn die dann bei mir nicht anslügen
 und die Dinge ihren bisherigen Gang gingen!
 Gemahlchen, du tust wie die Kinder,
 950 die da schnell entschlossen sind:
 Was denen ins Gemüt kommt,
 es sei übel oder gut,
 da sind sie spontan dafür
 und danach reut es sie schmerzlich.
 955 Gemahlchen, genauso tust du auch.
 Nach solcher Rede ist dir jetzt zumut,
 und wenn sie einer von dir annehmen wollte
 und man es tatsächlich zuende brächte,
 dann reut es dich wahrscheinlich doch.’
 960 Und daß sie sich ein bißchen noch
 mehr bedächte, darum bat er.
 Er sprach: ‘Deine Mutter und dein Vater,
 die können dich nicht wohl entbehren.
 Und ich werde auch nicht deren Leid begehren,
 965 die nie etwas andres als gnädig mit mir waren.
 Was sie beide dir raten,
 liebes Gemahl, das tu.’
 Und dazu lachte er,
 denn er wäre kaum auf das gekommen,
 970 das doch seither dann geschah.
 So sprach er zu der Guten²¹. –
 Der Vater und die Mutter
 sprachen: ‘Lieber Herr,
 ihr habt uns weidlich
 975 geliebt und geehrt.
 Das wäre nun nicht wohlgetan,
 wenn wir euch das nicht mit allem Guten vergelten.
 Unserer Tochter ist danach zumut,
 daß sie den Tod um euretwillen erduldet.

²¹ 971 Zur starken Flexion (hier Dat. Sg. F.) der gûter (Reim auf mûter 972) vgl. *Mittelhochdeutsche Grammatik* (Anm. 2), § S 105, S. 360.

980 Das gönnen wir ihr in jeder Hinsicht.
 Es ist heute der dritte Tag,
 daß sie uns immer wieder in den Ohren gelegen hat,
 daß wir ihr das gönnen sollten.
 Nun hat sie's an uns gefunden –
 985 nun lasse euch Gott mit ihr genesen.
 Wir wollen um euretwillen ohne sie sein.'
 Als ihm sein Gemahl da geboten hatte:
 ihren Tod für sein Siechtum,
 und man ihren Ernst wahrnahm,
 990 da ward da großes Ungemach
 und jammervolles Gebaren.
 Manch mißliche Beschwernis
 erhob sich jetzt unter ihnen,
 zwischen dem Herrn und ihnen dreien.
 995 Ihr Vater und ihre Mutter, die
 erhoben hier großes Weinen.
 Große Not tat ihnen das Weinen an
 um den Tod ihres vielgeliebten Kindes.
 Nun begann auch der Herr
 1000 ganz nah in sein Denken kommen zu lassen
 die Treue des Kindes
 und es ergriff auch ihn ein Traurigsein,
 daß er schmerzlich zu weinen begann,
 und zweifelte zutiefst daran,
 1005 ob es besser getan
 sein sollte oder unterlassen.
 Aus einer Furcht weinte auch das Mädchen:
 sie glaubte, er wäre daran verzagt.
 So waren sie alle unfroh
 1010 und begehrten niemand's Eingedenken dafür.
 Am Ende aber bedachte sich
 ihr Herr, der arme Heinrich,
 und begann ihnen zu sagen
 großen Dank, allen dreien,
 1015 für die Treue und für das Gute –
 das Mädchen ward reich in ihrem Gemüt –
 und daß er alles gern befolgen wollte,
 und bereitete sich vor für Salerno
 so schnell es ihm möglich war.

1020 Was nun aber das Mädchen brauchte,
 das ward ganz schnell bereitgestellt:
 Schöne Reitpferde und reiche Kleider,
 wie sie sie vor dieser Zeit nie getragen hatte,
 Hermelin und Samt,
 1025 den besten Zobel, den man finden konnte,
 das war das Gewand für das Mädchen.
 Nun, wer vermöchte wohl zu sagen
 die Herzenstrauer und das Klagen
 und ihrer Mutter grimmes Leid
 1030 und auch des Vaters Last!
 Es wäre wohl für sie beide
 ein jammervoller Abschied gewesen,
 als sie ihr vielgeliebtes Kind von sich
 wegschenkten, so gesund wie es war,
 1035 auf Nimmerwiedersehen, in den Tod,
 wenn ihnen nicht ihre Not sanfter gemacht hätte
 die reine Gottesgüte,
 von der doch das Gemüt
 des jungen Mädchens auch den Anstoß bekommen hatte,
 1040 daß es den Tod gerne auf sich nahm.
 Das war ohne ihre Mithilfe gekommen;
 und daher ward von ihrem Herzen genommen
 alle Klage und alle Schwere,
 denn sonst wäre es ein Wunder gewesen,
 1045 daß ihnen das Herz nicht zerbrach.
 Die Liebe ward ihr Ungemach,
 daß sie danach keinerlei Not
 litten um den Tod ihres Kindes.
 So fuhr also gegen Salerno,
 1050 fröhlich und gerne,
 das Mädchen mit ihrem Herrn.
 Was könnte ihr nun noch etwas ausmachen,
 was, daß der Weg so weit war,
 daß sie so lange leben blieb?
 1055 Und als er sie endlich hingebracht hatte,
 so wie er beabsichtigte,
 und als er seinen studierten Mediziner fand,
 da ward dem sogleich
 voll Freude gesagt,

1060 er hätte ein Mädchen gebracht,
die zu besorgen er ihn geheißten habe.
Worauf er ihn sie sehen ließ.
Das dünkte den unglaublich.
Er sprach: 'Kind, hast du dich
1065 zu diesem Willen selbst bedacht
oder bist du auf den Einfall gebracht worden
durch Bitten oder deines Herren Drohung?'
Das Mädchen antwortete ihm dahingehend,
daß sie die ganze Angelegenheit
1070 aus ihrem eignen Herzen täte.
Das nahm ihn groß wunder
und er führte sie beiseite
und beschwor sie eindringlich,
ob ihr nicht doch ihr Herr
1075 die Sache herausgedroht hätte.
Er sprach: 'Kind, dir ist nötig,
daß du dich noch besser bedenkst,
und ich sage dir genau, warum:
Wenn du den Tod leiden mußt
1080 und das nicht freiwillig und gerne tust,
so ist dein junger Leib tot
und freut uns leider nicht die Brotkrume.
 Verbirg mir also deinen Willen nicht!
Ich sage, wie dir geschieht:
1085 Ich ziehe dich aus, richtig entblößt,
und es wird deine Scham unermesslich groß,
die du mit Gründen dann hast,
wenn du ganz nackt vor mir stehst.
Ich binde dir Beine und Arme.
1090 Wenn du Erbarmen mit deinem Leib hast,
so bedenke diesen Schmerz:
Ich schneide dich zum Herzen
und breche es lebend aus dir heraus.
Fräuleinchen, nun sage mir,
1095 wie es in der Hinsicht mit deinem Entschluß und Mute steht!
Keinem Kind ist dermaßen weh geschehen,
wie dir von mir geschehen muß.
Daß ich es tun soll und sehen,

das macht mir große²² Angst.
 1100 Denk also selber noch einmal darüber nach –
 wenn es dich nur um Haaresbreite reut,
 so ist für mich die Arbeit
 und für dich Leib und Leben verloren.’
 Hoch und teuer ward sie wieder und wieder beschworen,
 1105 wenn sie sich *nicht*²³ als sicher und beständig wüßte,
 daß sie dann Abstand davon nehme.
 Das Mädchen sprach lachend,
 weil sie fest darauf hoffte,
 daß ihr noch diesen Tag der Tod hülfe
 1110 aus aller weltlichen Not:
 ‘Gott lohne euch, lieber Herr,
 daß ihr mir so weit
 die Wahrheit gesagt habt.
 Ehrlich gesagt, ich bin ein bißchen verzagt,
 1115 mir ist Zweifel gekommen.
 Ich will euch genau auseinandersetzen,
 wie der Zweifel beschaffen ist,
 den ich jetzt bekommen habe:
 Ich fürchte, daß unsere Arbeit
 1120 aufgrund eurer Zagheit gänzlich
 unterbleiben könnte.
 Eure Rede würde gut zu einem Weibe passen,
 ihr seid ein Hasengenosse;
 eure Angst ist etwas zu groß,
 1125 bloß darum, daß ich sterben soll.
 Wahr ist, ihr handhabt das nicht gut,
 mitsamt eurer großen Gelehrsamkeit.
 Ich bin ein Weib und habe die Kraft:
 Traut ihr euch, mich zu schneiden,
 1130 ich traue mich wohl, es zu erleiden!
 Die beängstigende Arbeit,
 die ihr mir vorhin gesagt habt,
 davon habe ich auch ohne euch schon gehört.
 Ich wäre wahrlich nicht hergekommen,
 1135 wenn ich mich nicht wüßte

²² 1099 mich A (michel Grimm)

²³ 1105 f̄v erkante sich vil ftete A.

von so festem Mut,
daß ich es gut aushalten kann.
Mir ist, bei eurer Huld,
der bleiche Teint ganz abhandengekommen
1140 und ein so fester Mut hat mich erfaßt,
daß ich grad so ängstlich dastehe,
als sollte ich zum Tanze gehen.
Denn so groß ist keine Not,
die sich in eines Tages Frist
1145 an meinem Leib beenden läßt,
von der mich nicht dünkt, daß dieser eine Tag
teuer genug hingegeben wäre
für das ewige Leben,
das da nimmermehr zergeht.
1150 Euch kann, so wie mir zumute ist,
an mir nichts fehlen.
Traut euch, meinem Herrn
seine Gesünder wiederzugeben
und mir das ewige Leben.
1155 Tut das, umgotteswillen, beizeiten.
Laßt sehen, welch Magister ihr seid!
Mich reizt heftig dazu –
und ich weiß wohl, für wen ich's tu –
der, in dessen Namen es geschehen soll,
1160 der erkennt einen Dienst sehr wohl
und läßt ihn auch nicht unbelohnt.
Ich weiß wohl, daß er selber feststellt:
wer großen Dienst leiste,
des Lohn sei auch der meiste!
1165 Von daher also werde ich diesen Tod
für eine süße Not halten
um einen so gewissen Lohn.
Ließe ich die Himmelskrone fahren,
so hätte ich albernem Sinn und Verstand,
1170 wenn ich auch aus leichtgewichtigem Geschlechte bin.'

Da also vernahm er, daß sie wäre
genügend unbeeinflussbar,
und führte sie wieder zurück,
zu dem kranken Mann hin,
1175 und sprach zu ihrem Herrn:

'Es gibt nichts, das uns schaden kann
 und das an eurem Mädchen nicht voll zufriedenstellend wäre.
 Nun habt fröhlichen Mut,
 ich mache euch schnell gesund.'
 1180 Auf der Stelle führte er sie davon,
 in sein Privatgemach,
 wo es ihr Herr nicht sah,
 und schloß ihn aus vor der Tür
 und warf einen Riegel vor.
 1185 Er wollte ihn nicht sehen lassen,
 wie es mit ihrem Ende gehen sollte.
 In einem Kaminzimmer,
 das er sehr gut mit seinem Arztwerkzeug
 ausgestattet fand,
 1190 hieß er das Mädchen allsogleich
 die Kleider ausziehen.
 Darüber war sie froh und bester Laune,
 sie riß die Kleider geradezu aus den Nähten,
 gleich stand sie ohne Gewand
 1195 und ward nackt und bloß;
 sie schämte sich nicht um eines Haares Dicke.
 Als der gelehrte Magister sie ansah,
 gestand er sich in seinem Herzen ein,
 daß schönere creature
 1200 in der ganzen Welt selten und teuer wäre.
 Gar schmerzlich erbarmte sie ihn,
 daß ihm das Herz und der Verstand
 beinah daran verzagt war.
 Nun sah das gute Mädchen
 1205 einen hohen Tisch da stehen.
 Dort hieß der Magister sie hinaufgehen.
 Da drauf band er sie ganz fest
 und nahm gleich darauf in die Hand
 ein scharfes Messer²⁴, das da lag,
 1210 das er zu solchen Zwecken verwendete.
 Es war lang und breit,
 nur daß es so gut nicht schnitt,
 wie ihm wäre lieb gewesen.

²⁴ 1209 messe A.

Da sie nicht am Leben bleiben sollte,
 1215 da erbarmte ihn ihre Not
 und er wollte ihn ihr sanft machen, den Tod.
 Nun lag da neben ihnen ein
 Wetzstein, ein sehr guter.
 Daran begann er's zu streichen,
 1220 sehr regelmäßig.
 Dabei auch Wetzgeräusch. Das hörte,
 der ihre Freude störte,
 der arme Heinrich, von draußen,
 wo er stand, vor der Tür,
 1225 und es erbarmte ihn so recht schmerzlich,
 daß er sie niemals mehr
 lebend sehen sollte.
 Nun fing er an und suchte und spähte,
 bis daß er durch die Wand
 1230 ein Loch gehen fand,
 und er erblickte sie durch die Schrunde
 nackt, und gebunden.
 Ihr Leib, der war überaus minniglich.
 Nun sah er sie an und sich –
 1235 und geriet in einen völlig neuen Gemütszustand.
 Ihn dünkte plötzlich das nicht mehr gut,
 was er bis dahin gedacht hatte,
 und er kehrte so manche Sicht²⁵ um,
 sein altes Gemüt
 1240 in eine neue Form von „gut“.
 Als er jetzt sah, wie schön sie war,
 da sprach er zu sich selbst:
 'Ein tumber Gedanke, den du da hast,
 daß du, ohne daß der dir's dankt,
 1245 einen einzigen Tag zu leben begehrt,
 gegen den keiner etwas vermag!
 Du weißt doch gar nicht recht, was du tust,
 während du wirklich sterben mußt,
 daß du diese Lebenslast,
 1250 die dir Gott gegeben hat,
 nicht einfach willig trägst,

²⁵ 1237/1238 *Reime*: gedahte/getrahte A.

und dazu nicht einmal weißt,
 ob dich dieses Kindes Tod rettet.
 Was dir Gott beschert hat,
 1255 das laß dir alles geschehen –
 ich will dieses Kindes Tod nicht sehn!
 Das wurde ihm sogleich zum Entschluß
 und er begann, an der Wand zu klopfen,
 er befahl, ihn reinzulassen.
 1260 Der Magister sprach: 'Ich habe
 gerade keine Zeit dafür,
 daß ich auch noch euch aufmache.'
 'Nein, Herr Magister, ihr müßt mich sprechen!
 'Herr', sprach er, 'ich kann wirklich nicht.
 1265 Wartet bis das hier vorbei ist!
 'Nein, Herr Magister, sprecht vorher mit mir.'
 'Dann sagt mir's durch die Wand herein.'
 'Aber, das geht so nicht!
 Da ließ er ihn alsbald herein.
 1270 Da ging der arme Heinrich hin,
 wo er das Mädchen gebunden sah,
 dann sprach er zu dem Magister:
 'Dies Kind ist dermaßen wunderschön,
 wahrhaftig, ja, es ist mir nicht möglich,
 1275 seinen Tod mitanzusehen.
 Gottes Wille möge an mir geschehen.
 Wir werden sie wieder aufstehen lassen.
 Was ich mit euch ausgehandelt habe,
 das Silber, das will ich euch geben.
 1280 Und wir, *ihr*²⁶ werdet das Mädchen leben lassen.'
 Als das Mädchen recht wahrnahm,
 daß es nicht ihr Schicksal war zu sterben,
 da wurde ihr Gemüt schwer.
 Sie brach ihre Zucht und ihre Sitte:
 1285 Voll Ingrimme zerrte sie sich und raufte sich,
 ihre Gebärde ward so jammervoll,
 daß sie niemand hätte anschauen können,
 ohne daß ihm das Weinen gekommen wäre.
 Bitterlich, sehr bitterlich schrie sie:

²⁶ 1280 wùr sùlt A.

1290 'Weh mir Allerärmsten und Ohweh!
 Wie wird es mir nun vollends ergehen?
 Muß ich auf diese Weise verloren haben
 die reiche Himmelskrone?
 Die wäre mir zum Lohn
 1295 geworden um diese Not.
 Nun bin ich erst richtig tot!
 Ohweh, gewaltiger Crist,
 welche Ehren sind uns benommen,
 meinem Herrn und mir!
 1300 Nun entbehrt er und ich entbehre
 alle Ehren, die uns zugedacht waren,
 wenn dies vollbracht worden wäre,
 so wäre ihm der Leib genesen
 und ich würde für alle Zeit selig sein.'
 1305 So bat sie denn immer wieder um den Tod;
 Da konnte ihr der nie so notwendig werden,
 als daß nicht ihre Bitte ganz umsonst gewesen wäre.
 Als da niemand etwas für sie tat,
 da hob sie ein Schelten an,
 1310 sie sprach: 'Ich muß bezahlen
 für meines Herrn Zagheit.
 Mir haben die Leute das Falsche gesagt,
 das hab ich selbst wohl *gesehen*²⁷.
 Ständig hörte ich die Leute behaupten,
 1315 ihr wäret aufrecht und gut
 und hättet festen Mannesmut –
 so²⁸ helfe mir Gott, sie haben gelogen!
 Die Welt war an euch schon immer betrogen.
 Ihr wart seit je und all euer Lebtag
 1320 und seid²⁹ auch noch ein Weltfeigling!
 Das nehm ich ganz gut wahr an dem:
 Was ich mich doch leiden traue,
 das traut ihr euch nicht erdulden.
 Herr, aus welchen Gründen
 1325 erschragt ihr, als man mich band?

²⁷ 1313 ir fehen A.

²⁸ 1317 S^v helfe A.

²⁹ 1320 ſint A.

Es war doch eine dichte Wand
 zwischen euch und mir!
 Mein Herr, traut ihr euch
 nicht, einen fremden Tod auszuhalten?
 1330 Ich will euch verheißen und sagen,
 daß euch niemand etwas tut,
 und es ist nütze für euch und gut.'

Wie viel sie Flüche und Bitten
 und auch Beschimpfungen von sich gab,
 1335 das konnte ihr nichts frommen –
 sie mußte halt doch am Leben bleiben.
 Was immer da an Beschimpfungen kam,
 der arme Heinrich nahm es hin,
 wie's ein tüchtig-frommer Ritter soll:
 1340 tugendhaft und wohlgesittet,
 dem es an schöner Zucht nicht fehlte.
 Und als der ohne gnädige Erlösung gebliebne Fremde
 sein Mädchen wieder angekleidet hatte
 und den Arzt bezahlt,
 1345 wie er ausgemacht hatte,
 da reiste er eiligst
 zurück in sein Heimatland.
 Wiewohl er sehr gut wußte,
 daß er daheim würde finden,
 1350 aus jedermanns Munde,
 nichts als Lästerei und Spott –
 das überließ er komplett Gott.

Nun hatte sich das gute Mädchen
 so völlig ausgeweint und ausgeklagt,
 1355 daß es dem Tod ganz nahe war.
 Da erkannte ihre Treue und ihre Not
 cordis speculator,
 vor dem ein Herzenstor
 nicht wirklich verschlossen ist.
 1360 Seit er durch sein süßes Kunststück
 an ihnen beiden geruhte,
 sie derart in Versuchung zu führen,
 so richtig und vollends
 wie Hiob, den reichen und mächtigen,
 1365 da erwies der Heilige Crist,

wie lieb ihm Treue und Erbärmde ist,
und schied sie darauf beide
von all ihrem Leid
und machte ihn da im Augenblick
1370 rein und wohl und gesund.
So sehr besserte sichs
mit dem guten Herrn Heinrich,
daß er auf seinem Wege
von der Pflege unsers Herrn und Gottes
1375 überaus schön geworden war,
indem er restlos genas,
und war wie vor zwanzig Jahren.
Als sie solchermaßen erfreut worden waren,
da schickte er Botschaft in sein Heimatland,
1380 all denen, die er kannte,
von der Seligkeit und der Güte,
auf daß sie in ihrem Gemüt
über sein Glück froh wären.
Da hatten sie allen Grund,
1385 über solche Gnade Freude zu haben,
wie sie Gott an ihm getan hat.
Seine Freunde, die besten,
die um seine Rückkunft wußten,
die ritten und gingen –
1390 auf daß sie ihn empfangen –
ihm entgegen, gut drei Tage.
Sie glaubten niemandes Wort,
nur ihren eignen Augen:
Sie erblickten die Geheimnisse Gottes
1395 an seinem schönen Leib.
Dem Meier und seinem Weibe,
denen kann man wohl erlauben,
wenn man sie nicht ihres Rechts berauben will,
daß sie nicht daheim blieben.
1400 Sie wird für alle Zeit ungeschrieben sein,
die Freude, die sie hatten,
denn Gott hatte sie versehen
mit angenehmer Augenweide,
die ihnen die beiden waren:
1405 Ihre Tochter und ihr Herr.

Nie ward mehr Freude,
als ihnen beiden geschehen war.
Als sie gesehen hatten,
daß sie gesund waren,
1410 wußten sie nicht, wie sich gebärden.
Ihr Gruß ward spektakulär gefleckt
mit höchst seltsamen Nähgewohnheiten:
Ihre Herzeliebe ward dermaßen groß,
daß ihnen über das Lachen goß
1415 der Regen von den Augen
(diese Rede ist ohne Lüge).
Sie küßten ihrer Tochter Mund,
achichweißnicht, mehr als dreimal!
Da empfangen sie die Schwobe
1420 mit löblicher Gobe –
nämlich mit ihrem ganz eigenwilligen Gruß.
Gottweißwohl, den Schwaben muß
ein jeder Biedermann zugestehen,
der sie bei sich daheim gesehen hat,
1425 daß es bessres an Willen nie gab
als ihm bei seiner Heimreise
sein Volk zum Empfang bot.
Und wie's danach weitergegangen ist?
Was kann ich davon mehr erzählen?
1430 Denn er ward viel reicher und mächtiger als zuvor,
an Gut und an Ehren.
Das alles fing er an zuzuwenden,
regelmäßig, Gott,
und achtete auf sein Gebot
1435 mehr als er je getan hatte.
Darin ist seine Ehre beständig.
Der Meier und die Meierin,
die hatten auch, mit Recht, um ihn
Ehre und Gut verdient.
1440 Und er war nicht von so falschem Gemüt,
daß sie's nicht recht wohl getroffen hätten:
Er gab ihnen das Land zu Eigen,
das Gereute in aller Breite,
den Grund und Boden und die Leute dazu,
1445 wo er damals als Kranker gelegen hatte.

Seine Gemahlin versah er dann
 mit Gut und mit Annehmlichkeiten
 und mit allerlei Sachen,
 grad wie seine Dame oder noch besser.
 1450 Auch solches gebot ihm das Recht.
 Nun fingen ihm die Neunmalklugen an,
 Ratschläge vorzutragen und Lobeshymnen
 von wegen legaler Verheiratung.
 Ganz ohne Ratsversammlung.
 1455 Da sagte er ihnen, wie ihm zumute wäre:
 Er wollte, wenn sie das gut dünkte,
 nach seinen Freunden senden
 und die Angelegenheit mit ihnen zu einem Ende bringen,
 je nach dem, wozu sie ihm rieten.
 1460 Herbeibitten und aufbieten
 hieß er allenthalben nach hier
 alle, die ihm hörig waren.
 Als er sie alle hier um sich hatte,
 Verwandte wie auch Mannen,
 1465 machte er sie mit der Angelegenheit bekannt.
 Nun ging die allgemeine Rede,
 es wäre sowohl Recht wie auch Zeit.
 An der Stelle erhob sich ein großes Streiten
 unter ihnen, in der Ratsversammlung.
 1470 Dieser riet her, der andre riet hin,
 wie's die Leute schon immer machten,
 da wo sie hätten raten sollen.³⁰
 Als ihr Rat so unbrauchbar war,
 da sprach der arme Heinrich:
 1475 'Euch Herren ist allen wohlbekannt,
 daß ich vor kurzer Zeit
 weit und breit unangenehm war,
 den Leuten widerwärtig.
 Jetzt aber scheut mich weder Mann noch Weib.
 1480 Einen gesunden Leib hat mir gegeben
 das Gebot unsers Herrn.
 Nun verhelft mir alle, um Gottes willen,
 von dem ich die Gnade habe,

³⁰ Nach Vers 1472 wiederholt A die Verse 1453/54 (vmb elichen hirat / vngefament was der rat).

die Gott mir getan hat –
1485 nämlich, daß ich gesund geworden bin –
zu dem, was ich ihm schuldig bin.’
Sie sprachen: ‘Nehmt euch zu Gemüte,
daß ihm Leib und Leben und Hab und Gut
für immer untertänig sei.’
1490 Sein Trautgemahl stand dabei
und er war ihr herzlich gut, als er sie ansah.
Er umarmte sie und sprach:
‘Euch Herren ist allen wohl gesagt worden,
daß ich von diesem guten Mädchen
1495 meine Gesundheit wiederhabe,
die ihr hier seht neben mir stehen.
Und sie ist frei, genau so wie ich es bin.
Und so rät mir mein Herz,
daß ich sie zum Weibe nehmen soll.
1500 Gott gebe, daß das zu mir paßt,
so will ich sie zum Weibe haben.
Und, wahrlich, wenn das nicht geht,
so will ich sterben ohne Weib.
Denn Ehre, Leib und Leben
1505 habe ich durch sie.
Bei der Huld unsers Herrn
will ich euch alle bitten,
daß es euch wohlgefällig sei.’
Nun sprachen sie alle gleichermaßen,
1510 die Armen wie die Reichen,
das wäre ganz nach Fug und Recht.
Genügend Geistliche waren da,
die gaben sie ihm zum Weibe.
Nach süßem Langleben
1515 da wohnten sie gleichzeitig
im ewigen Reich.
Also möge es uns allen
am Jüngsten Tag zufallen!
Zum Lohn, den sie da nahmen,
1520 ver helfe uns Gott! Amen.

Hartman von Ouwe

Dies ist der arme Heinrich
Gott mache uns ihm gleich
(übersetzt 2015)¹

1 Ein Ritter war so gelehrt,
daß er an den Büchern lesen konnte,
was er daran geschrieben fand.
Der hieß Hartman
5 und war ein Dienstmann von Aue.
Der unternahm eine Schau
in sämtlichen Büchern,
an denen er zu suchen anfang,
ob er etwas fände,
10 womit er schwere Stunden
sanfter machen könnte
mit Sachen, von denen sicher war,
daß es zu Gottes Ehren taugte.
Und womit er sich vermöchte
15 bei den Leuten beliebt zu machen.
Hier beginnt er, uns zu deuten und zu verdeutschen
eine Rede, die er geschrieben fand.
Er hat sich deshalb mit Namen genannt,
daß er mit seiner Arbeit,
20 die er für dieses Buch angelegt hat,
nicht etwa ohne Lohn bliebe.
Wenn einer es nach seinem Ableben
sagen hört oder lesen,
daß er ein Gebet sende
25 um der Seele Heil, hin zu Gott.
Er behauptet, der sei sein eigener Bote
und erlöse sich selbst damit,

¹ Meine Übersetzung folgt der Transkription von VICTOR MILLET. Ich habe ständig das Digitalisat der Heidelberger Handschrift Ba verglichen, Auffälligkeiten vermerkt (sich am Ende meines Übersetzungstexts). Cpg 341, fol. 249^{ra}–258^{va}, ist als Digitalisat zu sehen unter: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg341/0501/image?sid=469376a2603c957586cb384bo45649e7> (zuletzt gesehen am 10. Juli 2016). Abweichungen meiner Lesung habe ich Victor Millet mitgeteilt, aber hier nicht aufgeführt. Ba: „Textualis des 1. Viertels des 14. Jhs.“ (Gärtner, sieh S. 34, Anm. 1).

wenn er für des andern Sünde bete.
Er hat uns diese Geschichte gelesen,
30 wie daß da ein Herr gewesen wäre
zu Schwaben gesessen,
an dem nichts vergessen worden war
an all der Tugend,
die ein Ritter in seiner Jugend
35 haben soll, zu ganzem Lob.
Von niemand sprach man so gut
in all den Reichen –
er hatte wahrlich
Geburt und Klugheit,
40 seine Tugend, die reichte sehr weit.
Wie vollkommen das, was er hatte, auch sein mochte,
so war seine Geburt makellos,
andern Fürsten vergleichbar.
Und doch ging sein Reichtum
45 von Geburt und Hab und Gut
nicht so weit wie der von Ehre und Gemüt.
Sein Name, der war bekannt:
Er hieß Heinrich
und war von Aue geboren.
50 Sein Herz, das hatte abgeschworen
allem Falsch und allem Baurischen,
und sehr genau hielt er diesen Eid,
stetig bis an sein Ende.
Ohne jeden Fehler
55 stands um seine Geburt und sein Leben,
ihm war recht nach Wunsch gegeben.
Die weltlichen Ehren
wußte er wohl zu vermehren
mit mancherlei Tugend.
60 Er war eine Blüte der Jugend,
ein Spiegelglas der Weltfreude,
ein Diamant steter Treue,
64a er war freigiebig mit Hab und Gut,
64b ein Löwe, was seinen Mut anging,
65 ein Schutzschild seiner Verwandten,
eine ausgeglichene Waage der Freigiebigkeit,
nichts an ihm ward zuviel noch zu wenig,

Arbeit trug er wie eine Last,
 die Ehre überm Rücken,
 70 er war eine Brücke für Rat und Hilfe,
 und sang so wohl von Minne –
 ganz so wußte er zu gewinnen
 der Welt Lob und ihren Preis.
 Er was schön, jung, höfisch und klug.

75 Als der Herr Heinrich
 sich also so erfreute
 an Ehren und Hab und Gut
 78 und an frohem Mute,
 78a und in Wertschätzung lebte,
 78b in dieser Süße schwebte,
 79 in der Wonne der Welt,
 80 da war er über all sein Geschlecht
 erhöht und geehrt –
 das ward ihm alsbald verkehrt!
 Er ward ganz jäh heruntergeknickt,
 und an ihm ward so gezeigt,
 85 (grad wie an Absalon,
 der die üppig-eitle Krone
 und auch die Süße der Welt
 unter die Füße riß,
 von seiner höchsten Wertschätzung
 90a/118 in ein schmähliches Leid)
 wie es da an einer Stelle heißt:
 Media vita
 in morte sumus –
 das bedeutet uns folgendes:
 95 daß wir in dem Tode schweben,
 wenn wir uns im allerbesten Leben wännen.
 Dieser Welt Festigkeit
 und Beständigkeit und Blütezeit,
 die allerhöchste Menschenmacht,
 100 die steht ohne Meisterschaft da.
 Das können wir an der Kerze sehen,
 es geschieht wie ein wahres Bildnis davon,
 daß sie nämlich zur Asche wird
 vor uns, während sie Licht gebiert.

105 Wir sind aus zerbrechlichem Material!
Ihr könnt darauf warten, wie unser Lachen
im Weinen erlischt.
Unser Honig ist gemischt
mit bitterer Galle.

110 Unsere Blüte, die muß fallen,
wenn wir wähnen, daß uns alles zum Besten steht.
Das wird an dem Herrn Heinrich offenbar.
Als er in seiner höchsten Würde

114 lebte auf dieser Erde,
119 da ergriff ihn der Aussatz.

120 Als man des wahren Gottes Zucht
an seinem Leibe sah –
Männern wie Frauen
ward er widerwärtig.
Bedenkt, wie angenehm

125 er ehemdem der Welt gewesen ist –
genauso ward er ihr mißliebig,
so daß man ihn höchst ungern sah,
wie es auch Hiob geschah,
dem edlen und so reichen und mächtigen,

130 der dermaßen jammervoll
132 mitten in seinem besten Heil
131 dem Miste zuteil ward.
Das litt Hiob, der Gute,
140 mit geduldigem Gemüt.
Was ihm an Leiden geschah
um der Seelenruhe willen,
das Siechtum und die Schmach,
die Hiob von den Leuten erlitt,

145 dafür lobte er Gott und freute sich.
Da tat der arme Heinrich
leider nirgends dergleichen.

148 Er ward traurig und unfroh.
152 Sein Honig ward zu Galle,
151 seine Blüte mußte fallen,
126a zu Heu ward ihm sein grünes Gras.

126b Der ehemdem der Welt Feuer war,
149 seine schwebende Freude versank ihm,
150 sein schwimmendes Herz, das ertrank ihm,

155 eine trübe Wolkendecke
156 bedeckte seiner Sonne Blitze,
153 ein schneller, bitterer Donnerschlag,
154 der zerbrach ihm seinen Mittag,
156a sein Morgenstern, der erlosch –
156b ungerne duldete er das
157 und schämte sich gar sehr,
daß er so große Ehre
hinter sich lassen mußte.
160 Verflucht und verwünscht
ward gar oft der Tag,
auf den seine Geburt fiel.
Ein wenig freute er sich jedoch
dennoch über einen Trost,
165 daß ihm oft gesagt wurde,
daß ein und die selbe Krankheit
überaus mißlich wäre,
und in etlichen Fällen heilbar.
170 Da ward sein Muten und Achten
169 in mancher Hinsicht fester
und dachte, daß er wäre
doch vielleicht heilbar.
Darauf reiste er also schnell,
um der Ärzte Rat einzuholen,
175 nach Montpellier.
Dort fand er so auf die Schnelle
leider nichts als den Untrost,
daß er nimmer erlöst würde.
Das hörte er sehr ungern
180 und reiste nach Salerno.
182a Da befahl er alsbald zu suchen
183 nach den besten Magistern, die man fand.
Der sagte ihm da als Information,
er wäre heilbar
und wäre doch für immer ungeheilt.
188 „Herr Magister, wie kann das sein?“
205 sprach der arme Heinrich.
206 „Warum veruntröstet ihr mich?
190 Bin ich heilbar,
190 seht, so werde ich geheilt.

191 Mir wird nichts abverlangt
an Gut noch an Mühe,
193 das ich mich nicht wohl beizubringen traue,
193a egal, was es ist,
209 es sei denn, ihr wollt euer Recht brechen,
210 und wollt mir zurückweisen
sowohl mein Silber wie mein Gold.
Ich mache euch mir so hold,
daß ihr mich sehr gerne heilt,
wenn mir die Absicht nicht verwehrt wird.“
215 Sprach aber der Magister darauf:
„Wäre die Arznei so,
daß man sie wohlfeil fände
oder daß man sie könnte
gegen irgendwas erwerben,
220 ich ließ euch nicht ins Verderben gehen.
Aber leider ist es nicht möglich.
Deshalb muß euch mein Hilfe
ohne meine Schuld versagt bleiben:
Ihr müßtet ein Mädchen haben,
225 voll heiratsfähig,
die des Willens wäre,
227 daß sie gerne den Tod litte,
450 daß man sie zwischen ihren Brüsten aufschnitte.
228 Nun ist das in der Welt nicht üblich,
229 daß eine das für euch tun wird.
230 Nichts anderes gehört nämlich dazu
als der reinen Maid Herzblut.
Das wäre gut für eure Krankheit.“

Drauf sprach der arme Heinrich,
das wäre ganz unmöglich,
235 daß jemand den einen beibringen könnte,
236 der gerne für ihn stürbe
236a und selber ganz ins Verderben ginge.
204 „Gott, der muß der Arzt sein,
203 oder ich bleibe für immer ungeheilt.“
237 So also ward ihm sein Trost genommen,
um dessentwillen er hierhergekommen war.
Da hatte er im selben Augenblick

240 für seines Leibes Heilung
keine Hoffnung mehr für sich.
Sein bittres Herz ward so verletzt
und auch sein Jammer dermaßen groß,
daß ihn die Zeit gänzlich verdroß,
245 daß er noch irgend länger leben sollte.
Er reiste heim und begann herzugeben
all sein fahrendes Gut,
recht als wenn ihn sein eignes Gemüt
und kluger Rat gelehrt hätte,
250 wie er es zum allerbesten wenden könnte.
Er machte nach guter Überlegung
seine armen Freunde reich
und half auch fremden Armen,
auf daß sich Gott erbarmen ließe,
255 gnädiglich, über der Seele Heil.
256 Den Klöstern gab er das beste,
256a und gleich auch seinen liebsten Freunden,
256b denen er Städte und Ländereien anbefahl.
257 Grad so tat er von sich
258 all seine fahrende Habe
260 und floh alsbald die Leute,
259 weit weg auf eine wilde Rodung.
260a Als er sich von den Leuten zurückgezogen hatte
260b und weit weg in einen Wald geflohen war –
der eben diese Rodung
in dem wilden Wald bebaute,
das war ein freier Bauer,
270 der viel Glück abbekommen hatte
und kein Ungemach,
wie es andern Bauern geschah,
die schlechter mit Herren versehen waren,
indem die darauf bestanden,
275 daß sie Steuer gäben und auch die Abgabe.
Was dieser Bauer freiwillig tat,
das nahm sein Herr für gut.
Außerdem beschützte er ihn in allem,
so daß er irgendwelche Last
280 von fremder Gewalt nie erlitt.
282 Daher war in den Reichen

281 unter allen seinesgleichen
kein Bauer so reich und mächtig.
Zu dem zog sich der arme Heinrich zurück.
285 Alles, was er ihm vorher erspart hatte –
286 wie wohl ihm das jetzt vergoldet ward!
295 Gott hatte dem Meier gegeben
ein in jeder Hinsicht reines Leben.
Er hatte einen Leib, der gut arbeitete,
und ein Weib, das sich gut kümmerte.
Dazu hatte er schöne Kinder,
300 die des Mannes ganze Freude sind.
302 Unter denen zog er ein Mädchen auf,
301 wie uns dies Buch gesagt hat,
303 wohl von zwölf Jahren.
Sie wußte sich gut zu gebärden,
305 so recht von Grund auf gut.
Sie wollte niemals auch nur
einen Fußbreit von ihrem Herrn weichen.
Um seine Huld und seinen Gruß
diente sie ihm allerwege
310 mit ihrer grundguten Pflege.
315 Die andern sannern darauf,
daß sie ihn recht taktvoll
wohl meiden konnten.
Sie hingegen flog zu allen Stunden
zu ihm und sonst nirgends hin.
320 Sie war seine einzige Kurzweil
311 und war auch so angenehm,
312 daß sie wohl passen würde
313 als Kind zu einem Kaiser.
314 Mit schöner Ansehnlichkeit
321 hatte sie ihr Gemüt
mit reiner Kindesgüte
an ihren kranken Herrn gewandt,
daß man sie selten woanders fand,
325 als zu seinen Füßen.
Mit süßer Unmuße
wohnte sie ihrem Herrn bei.
Dazu liebte er sie,
womit ers nur vermochte,

330 und was der Maid taugte
 zu ihrem kindlichen Spiel,
 das schaffte er herbei, und viel davon,
 335 er kaufte ihr, was nur irgend feil war:
 Gürtel und Haarbänder,
 338 Spiegel und Fingerringe,
 337 was jungen Mädchen halt angenehm sein sollte.
 Mit Dienst brachte sie es dahin,
 340 daß er ihr so hold ward,
 daß er sie nicht anders als Gemahlchen hieß.
 Oh weh, wie selten ließ ihn da
 die gute Maid alleine!
 Er dünkte sie besonders rein.
 345 Wie sehr ihr das aber rieten
 diese seine Jungmädcheneinkäufe,
 so kam ihr doch zu allermeist
 als Gottesgabe ein süßer Geist.
 Ihr Dienst war so von Grund auf gut,
 350 während der arme Heinrich
 das drei Jahre aushielt:
 Gott quälte äußerst schmerzhaft
 seinen Leib mit großen Schmerzen.
 Eines Tages saßen der Meier und sein Weib
 355 und ihre Tochter, die Maid,
 wie uns dies Buch gesagt hat,
 in Muße beieinander
 und weinten über das Leid ihres Herrn,
 das beklagten sie, das machte ihnen Not –
 360 sie fürchteten, daß ihres Herrn Tod
 sie von Anfang an schmerzlich verletzen würde
 und wahrscheinlich auch vertreiben
 von allem ihrem Hab und Gut,
 und auch, daß von härterem Gemüt
 365 ein anderer Herr würde.
 Sie klagten dermaßen schmerzvoll, daß besagter Bauer
 seinem Herrn Fragen zu stellen begann.
 Er sprach: „Mein überaus geliebter Herr,
 370 wenn es mit euern Hulden sein könnte,
 so würde ich gerne von euch wissen:
 So viel es auch zu Salerno

Magister der Arzetei gibt,
 daß euch die Kunst von keinem
 375 zu eurer Gesundheit
 nie nicht verhelfen konnte!
 Lieber Herr, das nimmt mich wunder.“
 Darauf holte der arme Heinrich
 einen tiefen Seufzer vom Herzen,
 380/476 den jammervollen Schmerz,
 380a/476a den zeigte er mit den Augen.
 380b Er sprach: „Freund, das ist nicht zu leugnen,
 383 daß ich diesen beschämenden Spott
 um Gottes Willen verdient habe.
 385 Du weißt gut, daß hierbevor
 mein Tor weit offen stand,
 mit mancherhand Wonne.
 Es hatte in meinem Geschlechte
 niemand seinen Willen besser als ich –
 390 und doch war das ganz unmöglich!
 Ich hatt all meinen Willen mit den Damen.
 Und ja, ich bemerkte das schier gar nicht:
 Der mir dieses Wunschleben
 in seiner Gnade gegeben hat,
 395 als mir mein Hof so weit offen stand,
 wie’s aller Welt Toren machen,
 denen da ihr dummer Verstand rät,
 daß sie Ehre und Hab und Gut
 ohne, ja wider Gott haben wollen –
 400 grad so betrog mich mein dummer Wahn!
 405 Als darüber der hohe Gott verdrießlich wurde,
 verschloß er mir der Seligkeit Pforte,
 da komme ich leider nimmer hin,
 das hat mir mein dummer Sinn verloren.
 Nun hat mir Gott Rache auferlegt:
 410 Die schmachvolle Krankheit,
 die niemand ablösen kann.
 Zur Schmach werd ich nun den Üblen,
 die Tüchtigen mögen mich nicht.
 Wie schwach er auch ist, der mich sieht,
 415 um wieviel übler muß ich noch sein.
 416 Gerade jetzt läßt du offenbar werden

419 die große Treue, die du hast,
420 daß du mich Kranken bei dir läßt,
wie wenig du vor mir fliehst,
wie du mich kaum scheust,
egal wie gern ich bei dir bin,
egal wieviel deiner Hoffnung an mir hängt.
425 Du würdest wohl über meinen Tod hinwegsehen.
Wessen Unwert und wessen Not
ward mehr und größer in der Welt!
Vordem war ich dein Herr,
jetzt bin ich, der deiner bedarf.
430 Liebster Freund, jetzt erkaufst du,
mein Gemahlchen, und dein Weib
an mir das ewige Leben,
daß du mich Kranken bei dir läßt.
Was du von mir wissen wolltest,
435 das sag ich dir sehr gerne:
Ich konnte zu Salerno
nirgends einen Magister finden,
der sich meiner annehmen
durfte oder wollte.
440 Mit der Heilung, die mich sollte
von meiner Seuche genesen lassen,
muß das eine solche Sache sein,
das sie kein Mensch in der Welt
mit keinerlei Habe erwerben kann.
445 Mir ward nichts anderes gesagt:
Ich müßte eine Jungfrau haben,
die die Absicht hätte,
daß sie nicht anstünde
freiwillig und gern den Tod zu erleiden,
450 dadurch daß man sie zwischen ihren Brüsten aufschnitte.
453 Nun wäre das unmöglich,
daß jemals eine um meinetwillen
455 freiwillig den Tod leide.
Daher muß ich diese schamvolle Not
tragen bis an mein Ende.
Das Gott mir schnell senden möge!“

Was er seinem Meier gesagt hatte,
460 das hörte ihre Tochter, die Jungfrau.
Zu der Zeit hatte die Allersüßeste
die Füße ihres kranken Herrn
in ihrem Schoße stehen.
Was konnte sich noch fügen
465 zu ihrem kindlichen Gemüte
als aller Engel Güte.
Sie merkte sich die Rede vollständig,
und nahm in ihrem Herzen wahr,
was sie nie aus ihrem Herzen herausließ,
470 bis sie des Nachts schlafen ging.
Zu ihres Vaters Füßen lag sie da
und ihrer Mutter, wie üblich.
Als sie beide schliefen,
so manchen tiefen Seufzer
475 holte sie vom Herzen;
476 den jammervollen Schmerz
476a zeigte sie mit den Augen.
476b Das war nicht zu leugnen:
477 Ihr Jammer, der ward dermaßen groß,
daß ihr der Augenregen floß
auf der Schlafenden Füße.
480 Da erwachten die Süßen,
als sie die Tränen bemerkten
fingen sie an und fragten,
was ihr geschehen wäre,
oder welche Art Beschweris
485 sie so heimlich beklagte.
Oh weh, wie ungerne sagte sie das,
und nur, weil der Vater von ihr verlangte,
mit Treue wie mit Bitten,
daß sie es ihnen sagen mußte.
490 Sie sprach: „Ihr könntet wohl mit mir klagen.
Was kann schlimmer für uns sein
als das mit unserm Herrn!
494 Sollen wir den nicht mehr sehen
493 und auch mit ihm verlieren
495 Hab und Gut und Ehre?
wahrlich, wir bekommen nimmermehr

so einen guten Herrn,
der uns tut, was er uns tut.“
Sie sprachen: „Tochter, du hast recht.
500 Nun nützt uns nicht mehr als ein Haar
unser Weinen und unsre Klage.
Liebes Kind, schweig davon!
Ist's uns auch grad so leid wie dir,
so können wir jetzt leider nicht
505 ihm zustatten kommen.
Gott, der hat ihn uns genommen –
hätte das jemand anders getan,
der müßte unsern Fluch haben.“
So ward sie da zum Schweigen gebracht.
510 Diese Nacht blieb sie unfroh,
bis an den andern Tag.
Was aber jemand auch machte,
es kam ihr dies niemals aus dem Herzen,
bis daß sie wieder schlafen ging,
515 des Nachts, wie gewöhnlich.
518 Sie hatte wieder ein Bad bereit
mit weinenden Augen.
520 Sie trug ganz im Geheimen
zunächst ihrem Gemüte
die einfältigste Güte,
die kein einziger Mann je vernommen hatte:
Wo hätte je ein Kind so gehandelt,
525 daß sie sich restlos dazu entschloß,
sollte sie den andern Tag erleben,
daß sie jetzt und im Handumdrehen ihr Leben
für ihren Herrn geben wollte?

Von diesem Vorhaben ward sie dann
530 leichten Mutes und froh
und hatte keine Beschwerne mehr,
532 außer einer Klage, die ihr weh tat:
532a Es war ihre größte Sorge,
532b wenn sie's am Morgen
533 ihrem Herrn sagen würde,
sie fürchtete, daß er verzagen würde.
535 Und wenn sie es ihnen allen kund tun würde,

daß sie im selben Moment
keine Erlaubnis finden würde.
Daher ward im Augenblick
ihre Ungebärdigkeit so groß,
540 daß ihr Mutter davon,
und ihr Vater, aufgeweckt ward,
wie in der Nacht zuvor.
Sie richteten sich auf zu ihr,
sie sprachen: „Schau, was ist los mit dir?
545 Du bist einfältig,
daß du dir so viele Beschweris
in deine Klage genommen hast,
für die keiner ein Ende absehen kann.
Warum läßt du uns nicht schlafen?“
550 Und so fingen sie an, die Maid zu beschimpfen:
Was ihr die Rede denn taugte,
die niemand konnte
ihr abwenden noch ihr entsprechen.
So wähten sie die Süße
555 für den Augenblick zum Schweigen gebracht zu haben.
Ihr Wille war ihnen ganz unbekannt.
Daher antwortete ihnen die schöne Maid:
„Wie uns mein Herr gesagt hat,
den traue ich mich ganz gewiß zu retten,
560 es sei denn, ihr wollt mir das verwehren.
562 Ich bin eine Jungfrau, ich habe den Mut,
561 ich bin gut als seine Arznei.
563 Ehe ich ihn dem Verderben überließe,
wollte ich eher für ihn sterben.“
565 Von dem Gedanken wurden dann
beide traurig und unfroh,
ihre Mutter und ihr Vater.
Seine Tochter, die bat er,
daß sie diese Rede unterließe
570 und ihrem Herrn nur das verhieß,
das sie auch leisten konnte,
denn für dies war sie nicht tüchtig genug.
Er sprach: „Tochter, du bist ein Kind.
Deine Reue, die wird
575 zu groß sein an diesen Dingen,

du wirst sie nicht vollbringen können.
Der Tod ist so sanft nicht,
wie dir dein dummer Wahn vorgaukelt.
Wenn es an den Moment geht,
580 daß da keine Hilfe mehr ist,
daß du sterben mußt –
könntest du dann erreichen,
daß du weiter am Leben bliebst,
würdest du nie in ein Leid geraten.
585 Halt also den Mund!
Und daß du mir damit ab sofort
nimmermehr laut wirst –
oder es geht dir auf die Haut!“
Hier währte er sie dann
590 mit Bitte wie mit Drohen
zum Schweigen gebracht zu haben. Das konnte er nicht!
Daher antwortete ihm die Tochter,
sie sprach: „Vater, wie unerfahren ich sein mag,
so wohnt mir doch Witz bei.
595 Was ihr mir von dieser Not sagt –
ich weiß wohl, daß der Tod des Leibes
stark ist und strenge.
Wenn aber einer auf Dauer
mit Ungemach leben muß,
600 so ist dem auch nicht allzu wohl.
Und wenn einer nicht danach ringt,
daß er auf den Altar bringt
den Leib, mit großer Not,
so wird er doch auf den Tod liegen,
605 und hat er dann die Seele verloren,
so wäre ihm besser, wenn er nie geboren wäre.
606a Das traue ich mich ganz alleine wohl zu verhüten
606b und als Dummchen den besseren Weg zu nehmen.
Mir ist ein Ziel gegeben,
daß ich Gott dafür loben will,
daß ich den kleinen Leib hingeben kann
610 um das ewige Leben.
Das sollt ihr mir nicht verleiden.
Ich will für mich und für euch beide
einen sehr guten Weg damit gehen.

Ich allein trau mich damit zu behüten
615 vor Schaden und vor Leid,
wie ich euch auseinandersetzen werde:
Wir haben Ehre und Hab und Gut,
das heißt: den Mut meines Herzens!
Denn nie hat er uns zu Leide gesprochen
620 und uns das Gut nicht abgenommen.
So lange er uns leben wird,
steht unsere Sache gut.
Lassen wir ihn hinsterben,
so werden wir verderben.
625 Ich will uns also den am Leben halten
mit so guten Absichten,
daß wir alle gerettet sind.
Nun gönnt mirs, denn es muß sein.“
Die Mutter sprach weinend,
630 als sie den Ernst des Kindes sah:
„Bedenke, Tochter, liebes Kind,
wie groß die Mühen sind,
die ich für dich erlitten habe.
Laß mich einen bessern Lohn empfangen,
635 als ich dich sprechen höre.
Du wirst mir das Herz brechen.
Mach mir die Rede ein wenig sanfter.
Du wirst all dein Heil
an mir verwirken vor Gott.
640 Gedenkst du an sein Gebot?
Denn tatsächlich hat er geboten und gebeten,
daß man Mutter und Vater
Ehre erbieten solle,
und verheißt das als Belohnung:
645 Daß das der Seele Rettung werde
und ein langes Leben auf Erden.
Du behauptest, du wollest dein Leben
um unser zweier Freude hingeben.
Damit wirst du uns beiden
650 das Leben schmerzlich verleiden.
Daß dein Vater und ich
gerne leben, das ist um deinetwillen.
653 Du sollst, meine liebe Tochter,

unser beider Freude sein,
654a unsere Liebe ohne Leid,
654b unser Licht der Augenweide,
655 unsrer Herzen Wonne,
eine Blüte unter deinem Geschlecht,
ein Stab unsers Alters.
Läßt du uns über deinem Grab
stehen aus deiner eignen Schuld,
660 so bist du von Gottes Huld
für alle Zeit geschieden.
Das wirst du an uns beiden verdienen!
662a Willst du uns eine gute Tochter sein,
662b so sollst du solche Rede und auch die Absicht
662c um unsers Herrn Huld willen sein lassen,
662d wie ich sie von dir vernommen habe.“

Sie sprach: „Mutter, ich traue dir
und meinem Vater für mich
665 all die Gnaden wohl zu,
die Vater und Mutter
einem Kind gewähren,
wie ich das wohl erfahre
von euch beiden jeden einzelnen Tag.
670 Von Gottes Gnaden habe ich
Seele und einen schönen Leib,
über mich lobt Mann und Weib
und alle, die mich zu sehen kriegen,
daß ich das schönste Mädchen sei,
675 das sie je gesehen haben.
Wem soll ich diese Gnaden zusprechen,
wenn nicht euch, nächst Gott?
678 Ich will aus seinem Gebote
815 nimmer kommen, wenn Gott es will,
816 denn das ist selber sein Gebot.
819 Ich dulde es ohne Reue.
820 Ich will aber auch meine Treue
an mir selber nicht vergessen.
Das Maß liegt darin:
Wer einen andern so erfreut hat,
daß er selber unfroh dasteht,

825 daß er einen andern krönt
 und sich selbst verhöhnt –
 solcher Treue, der sei gar zu viel.
 Mit Recht will ich euch daher folgen,
 daß ich euch Treue leiste;
 830 und die allermeiste mir selber.
 681 Mutter, hochglückseliges Weib,
 da ich nun Seele und Leib
 von euer zweier Gnaden habe,
 laßt mich in Gottes Hulden stehen,
 685 daß ich sie beide möge
 von dem Teufel scheiden
 und sie möge zum Himmel geben.
 Das Leben dieser schwachen Welt,
 das ist der Seele Verlust.
 690 Bis jetzt hat mich das Gelüsten ja
 noch nicht angerührt,
 das da zur Hölle führt.
 Dafür will ich Gott Dank sagen,
 daß er mir in meinen jungen Tagen
 695 wohl den Witz gegeben hat,
 daß ich auf dieses zerbrechliche Leben
 nur sehr wenig achthabe.
 Ich will mich genau so rein
 in Gottes Gewalt überantworten.
 700 Ich fürchte, wenn ich alt würde,
 daß mich die Süße der Welt
 unter die Füße zerren würde,
 wie sie schon manchen gezerrt hat,
 der zur Hölle betrogen wird.
 705 So würde ich leichtlich Gott versagt!
 Dem muß das immer geklagt sein,
 daß ich bis morgen leben soll.
 Diese Welt gefällt mir nicht gut,
 708a was an ihr angenehm ist, ist große Mühe,
 ihr meistes Lieb ein Herzeleid,
 ihr süßer Lohn eine bittere Not,
 ihr langes Leben ist der jähe Tod,
 nichts Gewisses haben wir jetzt mehr,
 als heute wohl und morgen weh

715 und doch am Ende tot.
Mutter, das ist eine große Not!
Geburt hat nun keinen Bestand, noch Hab und Gut,
Schönheit, Stärke, kluger Sinn.
Nun nützt Tugend und Ehre
720 vor dem Tod nicht mehr.
Deine Ungeburt und Untugend,
unser Leben und unsre Jugend,
das ist ein Leben und ist ein Staub,
unsre Beständigkeit bibbert wie ein Laub,
726 wie sind ein Nebel und ein Rauch.
725 Der ist ein mißgeschaffner Depp,
es sei Weib oder Mann,
der sich darauf nicht besinnen kann
und einer ist, der dieser Welt folgt.
730 Tatsächlich ist uns über den faulen Mist
das Seidentuch gebreitet,
wen das Blitzen verführt,
der ist zur Hölle geboren
und hat nicht weniger verloren
735 als die Seele und den Leib!
Mutter, hochglückseliges Weib,
denkt an mütterliche Treue
und besänftigt euer Bedauern,
das ihr für mich habt,
740 so besinnt sich auch mein Vater.
742 Der ist ein so kluger Mann,
741 daß er hohe Glückseligkeit wohl vergönnt.
743 Ihr wißt jetzt ganz gut, daß ihr
eure Freude mit mir
745 nicht länger behalten könnt.
Wenn ich am Leben bleibe,
ein wenig länger nur,
zwei Jahre oder drei,
so ist mein lieber Herr tot –
750 so kommen wir in so große Not,
daß uns das Gemüt schwer wird,
und daß ihr dann ein so großes Gut
mir nicht mitgeben könnt,
so daß ich wahrscheinlich schlechter leben müßte,

755 daß euch lieber wär, wenn ich tot wäre.
 Nun, schweigen wir von dieser großen Not!
 Daß uns kein Schmerz etwas antut
 und uns mein lieber Herr
 so lange leben möge,
 760 daß ihr mich einem Manne geben könnt,
 der für mich reich genug und würdig ist,
 so ist geschehen, was ihr beide begehrt,
 so wähnt ihr, mir sei wohl geschehen.
 Mein Sinn aber hat mir andres gesagt:
 765 wird er mir lieb, ist das eine Not,
 wird er mir leid, ist das der Tod.
 So habe ich für alle Zeit Leid.
 und bin mit mancher Mühseligkeit
 von der Angenehmheit geschieden
 770 und lebe in solchem Zusammenhang,
 daß mancher Dame wirr wird
 und sie an Freuden irr wird.
 772a Nun bin ich euch doch sehr vertraut,
 772b glückselige Leute,
 772c das wendet mir zum Guten
 772d und verfährt nach meiner Absicht,
 versetzt mich in den Zustand voller Unterstützung,
 der da nimmermehr vergeht.
 775 Mich begehrt ein reicher und mächtiger Bauer,
 dem ich mein Leib und Leben gönne –
 wahrhaftig, dem sollt ihr mich geben,
 so ist mein Leben wohl bestellt;
 dessen Pflug geht eben und wohl,
 780 sein Hof ist mit allem und jedem ausgestattet,
 da müht sich ab kein Roß noch Rind
 noch die weinenden Kinder,
 denen ist zu heiß nicht noch zu kalt,
 da wird an Jahren niemand alt,
 785 wer alt ist, der wird junger,
 da gibt es weder Durst noch Hunger,
 786a da ist weder Haß noch Neid,
 786b nichts als Maienwetter alle Zeit,
 da gibt's keinerlei Anstrengung
 nichts als große Liebe ohne Leid –

790 zu dem will ich mich zurückziehen,
 und will den Ackerbau fliehen,
 den der Schauer und der Hagel niederschlägt,
 und die Wasserwogen runterwaschen
 alles worum der Mensch je gerungen hat.
 Das Jahr, das ist ihnen so lang –
 795 was er erarbeiten kann,
 das nimmt vielleicht ein halber Tag.
 Solchen Ackerbau will ich sein lassen,
 798 der sei von mir verflucht!
 806a Ich will mich halten an unsern Herren Jesum Christ,
 dessen Gnade so beständig ist,
 daß sie nimmermehr zergeht,
 810 und daß er gegen mich Arme hat
 dermaßen gute Minne
 wie zu einer reichen und mächtigen Königin.
 831 Wollt ihr mir mein Heil verhindern,
 wahrlich, ich laß euch gutenteils
 eher um mich weinen.
 Ich will mir augenscheinlich machen,
 835 was ich mir selber schuldig bin.
 Wahrlich, ich will für immer dahin,
 wo ich volle Freude finde.
 Ihr habt noch mehr Kinder,
 die laßt eure Freude sein.
 840 Um Gottes willen, tröstet euch über mich
 840a diese kurze Frist und die Zeit,
 840b die so schnell enden wird.
 852a Morgen hilft uns mein Gott
 852b heraus aus jeder Art von Not.
 853 Wir werden vom Tod genesen,
 854 und ich weit besser als ihr.
 841 Es kann mir niemand verwehren,
 daß ich wohl erretten will und werde
 meinen Herrn und mich.
 Mutter, ich hörte dich
 845 vorhin klagen und sprechen,
 ich täte deinem Herzen weh,
 solltest du über meinem Grabe stehen.
 Das wird dir sehr wohl erspart,

du stehst nicht über meinem Grab.
 850 Dort, wo mir der Tod geschieht,
 das läßt dich niemand sehen.
 852 Es soll zu Salerno geschehen.“
 855 Als sie das Mädchen sahen
 geradewegs in den Tod eilen,
 und daß sie so klüglich sprach
 und alles menschliche Recht brach,
 fingen sie miteinander an dafürzuhalten,
 860 daß diese Klugheit und diesen Sinn
 nicht hervorzubringen wüßte
 die Zunge im Munde eines Kindes.
 Sie stellten fest, das der Heilige Geist
 der Verfasser der Rede wäre,
 865 der sich auch um Sankt Nikolaus gekümmert hatte,
 als er in seiner Wiege lag
 und ihn die Klugheit lehrte,
 daß er zu Gott wandte
 sein kindlich Gemüte.
 870 Sie bedachten sich in ihrer Güte,
 daß sie nicht wollten
 noch auch sollten verwehren,
 was sie auf sich genommen hatte.
 Ihr wäre der Einfall von Gott gekommen.
 875 Vor Jammer wurde ihnen der Leib kalt.
 Der Meier und sein Weib
 saßen in dem Bette,
 so daß sie vergaßen
 880 ihre Sprachen und ihre Sinne,
 879 aus Minne für das Kind,
 in eben diesem Augenblick,
 so daß sie nicht mehr wußten
 ein einziges Wort auszusprechen.
 Das Gesagte begann zu zerbrechen
 885 die Mutter, vor Leid.
 Da saßen sie nun beide
 und dachten, was ihnen guttäte.
 890 Nun konnte ihr niemand
 ihren Willen verwehren und ihre Absicht
 (daß das nicht besonders gut wäre),

so daß sie's ihr gönnten,
 weil sie nicht wußten,
 895 wie ihr jemals besser beizukommen.
 Würden sie gehässig auf die Rede reagieren,
 das konnte ihnen bei ihrem Herren
 schmerzhaften Schaden zufügen,
 und sie würden nichts weiter damit gewinnen,
 900 als wenn sie freiwillig zustimmen würden.
 Da bestanden beide darauf,
 daß sie über die Rede froh wären
 902a und daß es sie bei reiflicher Überlegung dünkte,
 902b nichts als getreu und gut.
 Darüber freute sich die schöne Jungfer.
 Als es ein wenig Tag geworden war,
 905 da ging sie dahin, wo ihr Herr schlief.
 Da rief ihm sein Gemahlchen zu:
 „Lieber Herr, schlaft ihr?“
 „Nein, Gemahlchen, was ist los?
 Wie bist du heute so früh dran!“
 910 Sie sprach: „Da zwingt mich dazu
 der Jammer über eure Krankheit.“
 „Das weiß ich wohl, das ist dir leid!
 Das hast du wohl an mir gezeigt
 und Gott soll es dir vergelten!
 915 Nun ist aber Hilfe nicht möglich.“
 „Traun, mein lieber Herr!
 Dafür wird es viel gute Hilfe geben!
 Wenn es um eure Dinge so bestellt ist,
 daß ich euch zu helfen vermag,
 920 säume ich damit nicht einen Tag.
 Ihr habt uns folgendes gesagt:
 Wenn ihr eine Maid hättet,
 die freiwillig den Tod leiden würde,
 dann werdet ihr damit genesen.
 925 Die will ich selber gerne sein.
 Euer Leben ist mehr nütze als das meine.
 926a Gott muß es geklagt sein,
 926b daß ihr es so lange verschwiegen habt.
 926c Wär es mir vor drei Jahren bekannt gewesen,
 926d wäret ihr nun wohl gesund.“

Da dankte ihr der Herr
 928 wirklich sehr dafür.
 931 Er sprach: „Gemahlchen, tatsächlich ist der Tod
 nicht eine so sanfte Not,
 wie du dir das gedacht hast.
 Du hast mich wohl das innerwerden lassen:
 935 Wäre es dir möglich – du hüldest mir.
 Damit tust du genug für mich.
 Ich sollte kein Begehren an dich richten,
 940 du kannst mich, Madame, nicht retten.
 Was du jetzt gesagt hast –
 diese Treue, die du mir zukommen läßt,
 die vergelte dir Gott!
 Das gäbe einen Spott für die Leute hier:
 945 Daß ich mich in nächster Zukunft
 der Medizin hingeben würde
 und das bei mir nicht verfinge,
 wie es vielleicht ergehen könnte.
 Du tust wie die Kinder,
 950 die vorschnellen Gemüts sind.
 Was ihnen in den Sinn kommt,
 es sei übel oder gut,
 damit kann’s ihnen nicht schnell genug gehen,
 und danach reut es sie.
 955 Gemahlchen, grad so tust du.
 Wenn dir jetzt nach etwas zumute wäre
 und wenn es einer von dir annehmen wollte,
 wie wenn man es gut zuendebringen sollte,
 so könntest du es doch bereuen!“
 960 Daß sie sich noch
 bedächte, darum bat er.
 „Deine Mutter und dein Vater,
 die können, Madame, dich nicht entbehren.
 Ich will ihr Leid nicht begehren
 965 dafür, daß sie immer gnädig mit mir waren.
 Was sie beide dir raten,
 liebes Kind, dem folge du.“
 Dann lachte er jetzt dazu,
 weil er sich nur wenig dessen versah,
 970 das ihm seitdem tatsächlich geschah.

972 Ihr Vater und ihre Mutter, jedes,
973 die sprachen alle beide hierauf:
973a „Treuen, lieber Herr,
ihr habt uns ganz viel
975 geliebt und geehrt –
es wäre wohl nicht verkehrt,
wir lohntens euch mit Gutem:
unsere Tochter ist fest entschlossen,
daß sie den Tod für euch erduldet.
980 Nun gönnen wir euch das wohl,
980a wir haben sie aus diesem Grund hergebracht.
980b Sie hat nicht einmal kurz nachgedacht.
Es ist heute der dritte Tag,
daß sie uns immer wieder in den Ohren lag,
daß wir ihr das gönnen sollten.
Nun hat sie es an uns gefunden!
985 Gott lasse euch mit ihr genesen.
Für euch wollen wir ohne sie sein.“

Als nun sein Gemahlchen dargeboten hatte
ihren Tod für seine Krankheit,
als er ihren rechten Ernst sah,
990 da ward großes Ungemach.
Trauriges Gebaren
und mißliche Beschwernis
erhob sich da unter ihnen,
994 zwischen dem Kind und den dreien.
Da begann auch der Herr
1000 mit solchem Schmerz zu bedenken
die Treue des Kindes –
ihn ergriff eine solche Traurigkeit,
1002a daß er sie an seine Brust drückte.
1002b Daß er sie nicht küßte,
1002c das ließ er wegen seiner Krankheit.
1002d Danach ergriff ihn ein süßes Leid,
1003/4 daß er zu zweifeln begann,
1005/6 ob es ihm besser erlassen oder getan wäre.
1011 Am Ende da bedachte sich
ihr Herr, der arme Heinrich,
und hob an, ihnen zu sagen:

Großen Dank, ihnen allen dreien,
1015 für die Treue und alles Gute.
Die Maid ward reich im Gemüt,
als er ihr gerne folgte.
Sie bereiten sich für Salerno vor
so schnell wie sie konnten.
1020 Was dem Mädchen gut zupaß kam,
das war bald bereit,
sowohl Pferd wie Kleid,
was sie vor dieser Zeit nie getragen hatte,
Hermelin und Samt;
1025 den besten Zobel, den man fand,
der war das Gewand des Mädchens.
1026a Sie leuchtete schon so schön in schwacher Kleidung –
1026b so daß sie jetzt jedem Wunsch vollkommen standhält.
Niemand wüßte euch restlos zu sagen
von ihres Herzens Trauer und auch von ihrer Klage,
von der Mutter grimmigem Leid
1030 und auch von des Vaters Müh und Last,
als sie ihr liebes Kind von sich weg,
in aller Gesundheit, hinführten,
1035 in einen so gewissen Tod.
Nur daß ihnen diese Not sanfter machte
die reine Gottesgüte,
von der auch die Entschlossenheit
für das kleine Kind herkam,
1040 daß es den Tod gerne auf sich nahm.
Es war auf ihren Rat hin so gekommen;
damit war von ihnen genommen
so mancherlei Beschweris,
denn sonst wäre es ein Wunder gewesen,
1045 daß ihnen das Herz nicht brach.
Ungemach war ihnen Liebe
und sie hatten keine Art von Not
um den Tod ihres lieben Kindes.
So reiste nach Salerno,
1050 fröhlich und gerne,
die Maid mit ihrem Herrn.
Sie beklagte nichts so schmerzlich
wie daß der Weg so lang war,

1054 daß sie so lang am Leben blieb.
1054a Als er auf das Feld kam vor die Stadt,
1054b bat er Gott inniglich,
1054c daß seine Reise erfolgreich sein möge;
1054d daß er ein so weites Land
1054e hinter sich lassen mußte,
1054f dafür bat er Gott noch auf der Straße;
1054g oder daß sie mit irgendwelchen Unehren
1054h heimkehren müßten.
1054i Darauf antwortete ihm die schöne Maid,
1054j sie sprach: „Herr, es ist euch wohl gesagt,
1054k wer Liebe hat und Hab und Gut,
1054l der soll auch haben steten Mut
1054m und soll Gott vor Augen haben,
1054n so kann's ihm nimmer mißlingen.
1054o Nun tut noch dies, darin folgt mir,
1054p laßt eure Zweifelgier!
1054q Gott gibt euch eure Gesundheit zurück,
1054r ihr gewinnt ein volles Fundament für Hab und Gut.“

1055 Als er sie dann gebracht hatte
dahin, wo er gedacht hatte,
und wo er seinen Magister fand,
da ward ihnen sofort
bestätigt und mitgeteilt:
1060 er hätte eine Jungfrau mitgebracht,
wie er ihm aufgetragen hatte;
dazu ließ er sie ihn sehen.
Das dünkte den ganz unbillig;
er sprach: „Kind, hast du dir
1065 diese Rede selber genommen,
oder bist du dazu gekommen
durch die Drohung deines Herrn?“
Darauf antwortete sie ihm so,
daß sie ganz allein diese Rede
1070 von ihrem Herzen hätte.
Das nahm ihn mächtig wunder.
Er wies sie besonders
und eindringlich darauf hin
und fragte, ob ihr ihr Herr

1075 diese Rede herausgedroht hätte;
 er sprach: „Kind, es ist nötig für dich,
 daß du dich noch besser bedenkst.
 Ich sage dir aufrichtig warum,
 wie du den Tod leiden mußt.

1080 Wenn du das nicht freiwillig tust,
 so ist dein junger Leib tot
 und es nützt uns nicht soviel wie ein Brot.
 Nun verbirg mir deinen Willen nicht!
 Ich sage dir, wie dir geschehen wird.

1085 Ich ziehe dich aus und du stehst entblößt da
 und deine Scham ist riesengroß,
 die du dann mit Recht hast,
 wenn du nackt vor mir stehst.
 Ich binde dir Bein und Arm –

1090 sieh zu, ob dich dein schöner Leib erbarmt!
 Ich sag dir von deinen Schmerzen:
 Ich schneide dich auf das Herz zu
 und breche es lebendig aus dir heraus –
 Fräuleinchen, nun sage mir,

1095 wie’s um deinen Willen in der Hinsicht steht.
 Nie geschah einem Kinde so weh,
 wie dir von mir geschehen muß.
 Daß ich das tun soll und sehen,
 das macht mir große Sorge.

1100 Sieh, was das mit deinem Leibe macht.
 Reut es dich auch nur um Haaresbreite,
 so haben wir all unsere Arbeit
 und deinen Leib verloren!“
 So also ward sie hoch und teuer beschworen,

1105 daß sie sich als standhaft erkennen
 oder davon zurücktreten sollte.

1107 Darauf antwortete ihm die schöne Maid;
 1114 sie sprach: „ich bin ein klein bißchen verzagt,
 1118 mir ist ein Zweifel aufgekommen;
 1117 wißt ihr, wie der beschaffen ist?
 1119 Ich fürchte, daß unsre Arbeit
 1120 wegen eurer großen Verzagtheit
 steckenbleibt.

Wenn's nicht besser für ein Weib paßte:
 Ihr seid ein Hasenfuß!
 Wie ist euere Angst so groß,
 1125 bloß weil ich sterben soll.
 Wahrlich, ihr behandelt nicht wohl
 eure Kunst und eure Meisterschaft!
 Ich bin ein Mädchen und habe die Kraft;
 traut ihr euch mich zu schneiden,
 1130 ich trau mich's wohl erleiden.
 1130a Ihr sagt mir viel von solchen Nöten
 1130b und wähnt daher, daß ich den Tod
 1130c mit umso mehr Furcht leiden würde.
 1130d Dabei habt ihr mir etwas zuliebe getan
 1157 und lockt mich erst richtig fest dazu.
 1158 Ich weiß wohl, für wen ich es tu.
 Es soll in dessen Namen geschehen,
 1160 der starken Dienst wohl erkennt;
 er läßt ihn nicht ungelohnt.
 Ich weiß wohl, was Gott selber davon sagt:
 Wer schweren Dienst leiste,
 1164 des Lohn sei der allermeiste!
 1130e Diesen grimmigen Tod
 1130 und diese beängstigende Not
 1131 und diese mißlich Arbeit,
 von der ihr mir vorhin gesagt habt,
 die hatte ich von euch wohl gehört.
 Ich wäre gewiß nicht hierhergekommen,
 1135 wenn ich mich nicht wüßte
 an Treuen so fest,
 daß ich es wohl erdulden werde.
 Mir ist, bei eurer Huld,
 schwächliche Furcht ganz und gar benommen
 1140 und ein so fester Mut aufgekommen,
 daß ich so beängstigt hier stehe,
 wie wenn ich zu einem Tanze gehen sollte.
 1142a Ich bin mir selber dermaßen hold,
 1142b ich gebe mein Kupfer für Gold her,
 wie groß auch meine Angst ist,
 der Tod kann sich im Nu
 1145 an meinem Leib vollenden;

mich dünkt, daß der eine Tag
 nicht zu teuer gegeben sei
 1148 um das ewige leben.
 1155 Um Gottes Willen endet es beizeiten.
 Laßt sehen, ob ihr ein Meister seid.“
 1171 Da erfuhr er daß sie wäre
 wandelbar genug,
 da führte er sie dahin,
 1174 zurück zu dem kranken Mann.
 1178 Er sprach: „Herr, habt fröhlichen Sinn,
 1177 eure Maid, die ist gut.
 1179 Ich mache euch gleich gesund.
 1180 Im Augenblick führte er sie von dannen
 in sein privates Gemach,
 wo ihn niemand sah.
 Einen Riegel warf er vor die Tür,
 der arme Heinrich blieb draußen.
 1185 Er wollte ihn nicht sehen lassen,
 wie es mit ihr zuende ging.
 In der Kemenate,
 die er gut ausgestattet
 und medizinisch gut fand,
 1190 da hieß er sie sogleich
 das Kleid ablegen.
 Darüber war sie froh und wohlgelaunt;
 1192a ehe er noch ein Wort gesagt hatte,
 1192b entblößte sie ihren Busen
 und riß die Kleider aus den Nähten.
 Solcherart blieb sie ohne Kleidung
 1195 vollständig bloß vor ihm stehen
 und schämte sich um keine Haaresbreite.

 Als er sie so schön sah,
 sagte er sich in seinem Herzen,
 daß solche Creatur
 1200 der Welt kostbar wäre.
 So sehr erbarmte sie ihn,
 daß ihm der Mut und der Sinn
 bei ihr beinahe verzagt war.
 Da sah die schöne Maid auch schon

1205 einen Tisch neben ihr stehen,
auf den er sie gehen hieß.
1206a Der Sprung war hoch und weit,
1206b mit dem die Maid auf den Tisch sprang.
Darauf band er sie ganz fest.
Dann nahm er in die Hand
ein Messer, das da daneben lag,
1210 wie ers zu solchen Dingen zu tun pflegte,
das war scharf und breit,
nur daß es nicht so gut schnitt,
wie ihm lieb gewesen wäre.
Da sie nicht länger am Leben beliben sollte,
1215 da erbarmte ihn ihre Not.
Er wollte ihr den Tod sanft machen.
Da lag da auch daneben ein
gutgeeigneter Wetzstein.
Daran begann er zu streichen,
1220 so recht gleichmäßig.
Als er das Streichen hörte,
verstörte seine Freude ganz und gar
der arme Heinrich davor;
er lag außen bei der Tür
1224a und dachte an des Kindes Treue.
1224b Sie begann ihn schmerzlich zu reuen
1225 und erbarmte ihn so schmerzlich,
daß er sie nimmermehr
lebendig sehen sollte.
Er begann zu suchen und zu spähen,
bis daß er neben sich fand
1230 ein Loch durch die Wand gehen.
Da sah er sie augenblicklich,
1232 nackt und gebunden.
1241 Als er sie so schön ansah,
sprach er zu sich selber:
„Du hast einen einfältigen Gedanken,
1244 dein Sinn ist leider schwach geworden,
daß du dieses schmachvolle Leben,
1250 das dir Gott gegeben hat,
nicht geduldig trägst,
und du doch nicht recht weißt,

ob dich des Kindes Tod retten wird.
Was dir Gott beschert hat,
1255 das laß alles geschehen!
Du kannst ihren Tod nicht ansehen.“

Die Rede ließ er alsbald.
Er begann an die Wand zu klopfen
und befahl, ihn da reinzulassen.
1260 Da sprach der Magister: „Ich bin
nicht in der Muße dazu,
1262 daß ich euch auftu.
1265 Wartet, bis dies ergangen ist!“
„Nicht doch, Herr Magister! sprecht vorher mit mir!“
Er ging und ließ ihn ein.
1270 Da ging der arme Heinrich hin,
wo er sie gebunden sah.
1272 Dann sprach er zu dem Magister:
1277 „Ihr sollt sie wieder aufstehn lassen.
Die Bezahlung, die wir vereinbart haben,
die will ich euch sehr gern geben.
1280 Ihr sollt das Mädchen leben lassen.
1273/1233 Ihr Leib, der ist so liebenswert,
1274 weißgott, nun kann ich
1275 ihren Tod nicht ansehen.
1276 Gottes Wille möge geschehen!“
1280a Er sprach: „Herr, wollt ihr solche Treue pflegen,
1280b daß ihr euch des Mädchens annehmen wollt,
1280c lieber Herr, dann tut das.
1280d Ihr Wille, der ist gar gut.
1280e Euch eure Not aus der Welt zu schaffen,
1280f dafür müßte sie auf den Tod liegen.“

1280g Der arme Heinrich sprach darauf:
1280h „Eher wollt ich dies Ungemach
1280i mehr als tausend Jahre dulden
1280j Ich bestätige euch fürwahr, Herr Magister,
1280k daß ihr mir nichts erweist als Gutes.“
1280l Er wurde fröhlichen Gemüts,
1280m als er die Maid sollte leben lassen.
1280n So ward ihr Leib und Leben gegeben,

1280o daß sie den Tod nicht erlitt.
1280p Der Magister schnitt die Bande auf
1280q und reichte ihr die Kleider.
1280r Da geschah einem Kinde nie größeres Leid.

1281 Als das Mädchen da sah,
daß ihr das Sterben nicht geschah,
da war sie damit voll Beschwernis.
Sie brach ihre Zucht und ihre Sitte.
1284a Sie schlug sich gegen die Brust,
1284b sie hatte Leid genug,
1285 sie rauft und kratzte sich,
ihr Gebaren war so jammervoll,
daß niemand das gesehen hätte
ohne daß ihm das Weinen gekommen wäre.

Und laut schrie sie:
1290 „Oh weh mir und oh weh,
daß ich je geboren ward.
Nun erst habe ich verloren
die reiche Himmelskrone.
Die wäre mir zum Lohne
1295 heut gegeben um die Not.
Nun bin ich erst recht tot!
Oh weh, gnädiglicher Christ,
was ist uns an Ehren genommen,
meinem Herrn und mir!
1300 Nun entbehrt er und entbehre ich
der Ehren, die uns zudedacht waren,
wenn dies vollbracht worden wäre,
so wäre ihm der Leib genesen
und ich müßte immer heilig sein!“

1305 Wieviel sie auch bettelte um ihren Tod,
es bereitete ihr zusätzlich solche Not,
als niemand nach ihrem Willen tat,
weder auf Drohen noch auf Bitten.
Da erhob sich ein Schelten,
1310 sie sprach: „ich muß entgelten
meines Herrn Zagheit.
Wahr haben mir die Leute gesagt

und ich hab's auch selbst wohl gesehen:
 Ich hörte die Leute behaupten,
 1315 mein Herr wäre zuverlässig und gut
 und trüge festen Mannesmut.
 Das weiß Gott wohl – sie haben gelogen,
 die Welt war schon immer mit ihm betrogen.
 Er war all seine Tage
 1320 und ist noch heute ein Weltfeigling.
 1322q Daß ihm eines Kindes Tod
 1322r hülfe aus aller Art von Not,
 1322s das ihm ohne Sünde wäre
 1322t und ohne ein Laster,
 1323 das traut er sich nicht erdulden.
 Sieh, Herr, aus welchem Grunde
 1325 erschragt ihr, als man mich band?
 Nun war doch eine feste Wand
 zwischen euch und mir.
 Das weiß Gott, nun wagt ihr
 nicht, einen fremden Tod zu sehen!
 1330 Ich will euch getreulich versichern,
 daß euch niemand etwas tut,
 das nicht nütze und gut für euch wäre,
 1332a falls ihr es in eurer Treue zulaßt.
 1332b Nun, das ist eine sehr schwache Hilfe.
 1332c Gott wird euch nicht dafür danken.
 1332d Das ist gar zu viel an Treue
 1332e und an Verletzung meines Herzens.
 1332f Ihr braucht nimmermehr,
 1332g weder mir noch jemand anderm, klagen.
 1332h Ich will es euch aufrichtig sagen:
 1332i Weist ihr das Arztbuch zurück,
 1332j das weiß Gott wohl, mir ist es gleich,
 1332k wie lange euch Gott den Leib quält,
 1332l wenn ihr mir jetzt nicht folgen wollt.“
 1337 Was sie nun auch an Schelten aufwand,
 1338 der arme Heinrich nahm es entgegen,
 1340 geduldig und im Guten,
 1339 wie das ein höfischer Ritter soll,
 1341 dem es an ganzer Tugend nie gefehlt hat.
 1342 Als der unnachgiebige Fremde

1344 seinen Arzt bezahlt hatte
1343 und seine junge Dame angekleidet,
1347 da reiste er in sein Heimatland,
auch wenn er das erkannt hatte,
daß er daheim finden würde,
1350 aus allgemeinem Mund,
nichts als Lästern und Spotten.
Das aber überließ er alles Gott.
Dann hatte sich auch die schöne Maid
völlig aus geweint und ausgeklagt,
1355 schmerzlich bis an den Tod von Leib und Leben.
Da erkannte ihre Treue und ihre Not
Cordis pectator,
da niemandes Herzenstor
je von Anfang an verschlossen ist,
1360 der durch seine süße Handwerkskunst
das an ihr zu tun geruhte,
daß er sie in Versuchung führte,
so recht und unbedingt
wie auch Hiob den reichen und mächtigen.
1365 Da gedachte unser Herre Christ,
wie lieb ihm Treue ist,
und schied sie darauf beide
1368 von allem ihrem Leide
1373 und machte den Herrn noch unterwegs
durch die Pflege unsers Herrgotts
1374a ohne irgendeinen Zweifel
1374b an seinem Leibe gesund,
1376 daß er dermaßen gut genas,
wie er vor zwanzig Jahren gewesen war.

1377a Als die Zeichen geschehen waren,
1377b wie wir dies Buch sagen hören,
1377c da die Wahrheit geschrieben steht,
1377d da ward nicht länger geschwiegen.
1386a Es gingen Nachrichten durchs Land,
1386b daß genesen wäre
1386c der gute Herr Heinrich.
1386d Darüber freuten sich die Leute alle,
1386e es sei denn, jemanden hätte der Neid gepackt,

1386f der seit Adams Zeiten
 1386g in der Welt nie zum Erliegen kam
 1386h und weiterbesteht bis an den Sühnetag.
 1387 Seine Freunde, die besten,
 die von seiner Ankunft wußten,
 die ritten und gingen,
 1390 als sie ihn empfingen,
 ihm wohl drei Tage entgegen.
 Sie glaubten der Aussage von niemandem,
 nur ihren eignen Augen.
 Sie erblickten das Geheimnis Gottes
 1395 an seinem schönen Leib.
 Dem Meier und seinem Weibe –
 1398 wenn man sie nicht ihres Rechts berauben wollte –
 1397 ihr sollt es wohl glauben,
 daß sie nicht daheim blieben.
 1400 Die Freude bleibt für immer ungeschrieben,
 die sie beide hatten,
 1402 als Gott ihnen dazu verholffen hatte,
 1409 daß beide gesund waren,
 1405 ihre Tochter und ihr Herr.
 1410a Als sie dahin eilen sollten,
 1410b wo sie sie empfangen mußten,
 1411 war der Gruß besetzt
 mit seltsamen Verhaltensstücken:
 mit dreifach großer Freude,
 so daß das Lachen begoß
 1415 der Regen von den Augen.
 Daran ist nichts Erlogenes.
 Sie küßten ihrer Tochter Mund
 viel mehr als dreimal.
 Auch empfingen ihn die Schwaben
 1420 mit herrlicher Gaben.
 Es war ein eigenwilliger Gruß,
 1422 das muß ein jeder Mann zugeben,
 1425 so daß größere Freude nie ward.
 Wie es bei ihrer Heimkunft
 1428 dann weiterging
 1427 oder wie sie ihn empfingen –
 was kann ich mehr davon sprechen:

1430 Er wurde viel reicher und mächtiger als ehedem
 an Hab und Gut und an Ehren.
 das begann er alles zu wenden,
 freiwillig, hin zu Gott,
 und sein Begehr war, seinem Gebot mehr zu entsprechen,
 1435 mehr als er ehedem tat.
 Daher blieben sie an Ort und Stelle,
 der Meier und die Meierin.
 Die hatten um ihn sehr wohl
 verdient Ehre und Gut.
 1440 Nie wurde er so schwachmütig,
 daß es sich ihm nicht zum Rechten wandte:
 Auf der Stelle übergab er ihnen als Eigentum
 1444 den Boden und die Leute,
 1443 die ganze weite Rodung,
 1445 wo er als Kranker gelegen hatte.
 Da verhielt er sich seiner Gnade entsprechend:
 wie gegenüber einer Dame und besser –
 1450 das gebot ihm das Recht,
 1450a auch sein tugendhaftes Gemüt;
 1450b er war getreu und gut.
 Da begannen ihm die Weisen,
 Ratschläge vorzutragen und Lobeshymnen
 von wegen ehelicher Freite.
 Ganz ohne Ratsversammlung.
 1455 Er sagte ihnen allen, wie ihm zumute wäre.
 Er sprach, wenn es sie gut dünke,
 wollte er eine Versammlung einberufen
 1458 und dann das Gespräch zuendebringen.
 1463 Wie schnell bekam er da zusammen
 Freunde, Verwandte, Dienstmannen,
 1465 und tat ihnen das allensamt kund.
 Drauf sprach man wie aus einem Munde,
 es wäre gut und an der Zeit.
 Drauf erhob sich ein großes Streiten
 im Rate der Anwesenden,
 1470 der eine redete her, der andre hin,
 wies's die Leute halt machten,
 wo man raten sollte.
 Ihr Rat, der taugte nichts.

Drauf sprach der Herr Heinrich:
 1475 „Nun ist euch allen wohlbekannt,
 daß ich vor kurzem noch war
 äußerst unangenehm
 und der Welt widerwärtig.
 1480 Nun habe ich einen gesunden Leib,
 1479 nun scheut mich weder Mann noch Weib,
 nach dem Gebot unsers Herren.
 Nun ratet mir alle um Gottes Willen,
 von dem ich die Gnade habe,
 die Gott an mir getan hat,
 1486 wie ich ihm das vergelte.“
 Sie sprachen: „Nehmt euch in den Sinn,
 1488 daß euch Leib und Leben und Hab und Gut,
 dazu euer stetes Gemüt,
 immerdar untertan sei!“
 1490 Sein Gemahlchen stand dabei,
 die er gar liebevoll ansah.
 Er umfing sie und sprach:
 „Hiermit ist euch allen gesagt und ausgebreitet,
 daß ich mit diesem schönen Mädchen
 1495 meinen Leib und mein Leben gefunden habe,
 die ihr hier vor euch stehen seht.
 Sie ist nun aber ebenso frei wie ich.
 Nun rät mir all mein Sinnen,
 daß ich sie zu meiner Herrin mache –
 1500 gebe Gott, daß es euch zupaßkommt!
 Wenn es aber so nicht vor sich gehen kann,
 1502a merkt das und habt keine falsche Hoffnung,
 1503 so will und werde ich ohne Weib bleiben,
 denn ich habe Ehre und Leib und Leben
 1505 nur, weil sie der Grund dafür ist,
 durch die Huld unseres Herrn.
 So bitte ich euch alle,
 daß es euch wohlgefalle.“
 1511 Da dünkte es sie eine Fügung,
 daß da genügend Pfaffen waren,
 die gaben sie ihm zur Ehefrau nach dem Gesetz.
 1513a Nach weltlicher Wonne
 1513b wollten sie beide nicht.

1513c Die Zuversicht zweier Engel
 1513d schien an ihnen beiden auf,
 1500e als sie sich trennen mußten.
 1513f Er hätte sie schon beschlafen
 1513g nach üblichem Verhalten der Welt –
 1513h vor Gott aber tröstete er sich damit,
 1513i daß er sich in ein Kloster begab
 1513j und sich befahl der freien
 1513k Gottesmutter Sankt Marien –
 1513l in ein Domstift in der Nähe.
 1513m Was hätte er je besseres tun können!
 1515 Da verdienten sie beide gleichermaßen
 das himmlische Reich des Herrn.
 Solcher Lohn mög uns allen
 zur Letze zufallen
 wie sie ihn da entgegennahmen.
 1520 Dazu helf uns Gott, Amen,
 1520a durch seiner Marter Ehr!
 1520b Nun ist der Red nicht mehr.

68 Er trvck die erbeit alfe ein laft *Ba* (er trvk die arbeit alf ein laft *Bb*).
 78a vñ in der werde lebete *Ba*, vñ in der werlde lebete *Bb*.
 474 Manchen fvnfz tiefen *Ba*, Manchen fufz tiefen *Bb*.
 633 Die ich dvrch dich erliden han *Ba*, Die ich dvrch dich erliden han *Bb*.
 753 Mit mir niht mvget gegeben *Ba und Bb*.
 1142b Jch gebe min kvmpfer vme golt *Ba*, Jch gebe min kvpfer vmbe golt *Bb*.
 1173 Do vur er fie hin dan *Ba*, Do furt er fie hin dan *Bb*.
 1280k Daz ir mir niht wezzet wan gvt *Ba*, daz ir mir niht wizet wan gvt *Bb*.
 1293 Die richen himel chrone *Ba*, Die riche himel krone *Bb*.
 1387 *Falsche Initiale* (R statt S), *richtig in Bb*.
 1398 Man en wolle sie rechtes rovbē *Ba*, Man enwolde sie rechtes rovben *Bb*.
 1450a vch *Ba*, Ovch *Bb*.
 1453 vmb elich vriat *Ba*, vmbe eliche vriat *Bb*.
 1470 Der eine reit her · der ander hin *Ba*, der eine reit her · der ander hin *Bb*.
 1513a nach wertlicher wone *Ba*, nach werltlicher wone *Bb*.

Abkürzungen

a. S.	an der Saale
Anm.	Anmerkung
D. p.	Dietmar peschel
ed.	ediert von
f.	+ folgende Seite
ff.	+ folgende Seiten
fol.	folio [auf Seite]
GA	Göttinger Ausgabe [Frauenlobs]
Hs.	Handschrift
Joh.	Johannes
mhd.	mittelhochdeutsch
MHDBDB	Mittelhochdeutsche Begriffsdatenbank
Nr.	Nummer
Pz.	<i>Parzival</i>
ra [hochgestellt]	[Seite] recto [Spalte] a
S.	Seite
SA	Salerno
s. v.	sub verbo [+ Stichwort]
va [hochgestellt]	[Seite] verso [Spalte] a
Vgl./vgl.	vergleiche
Vol.	volumen [Band]
WB	Wörterbuch
[]	darin Anmerkung von mir